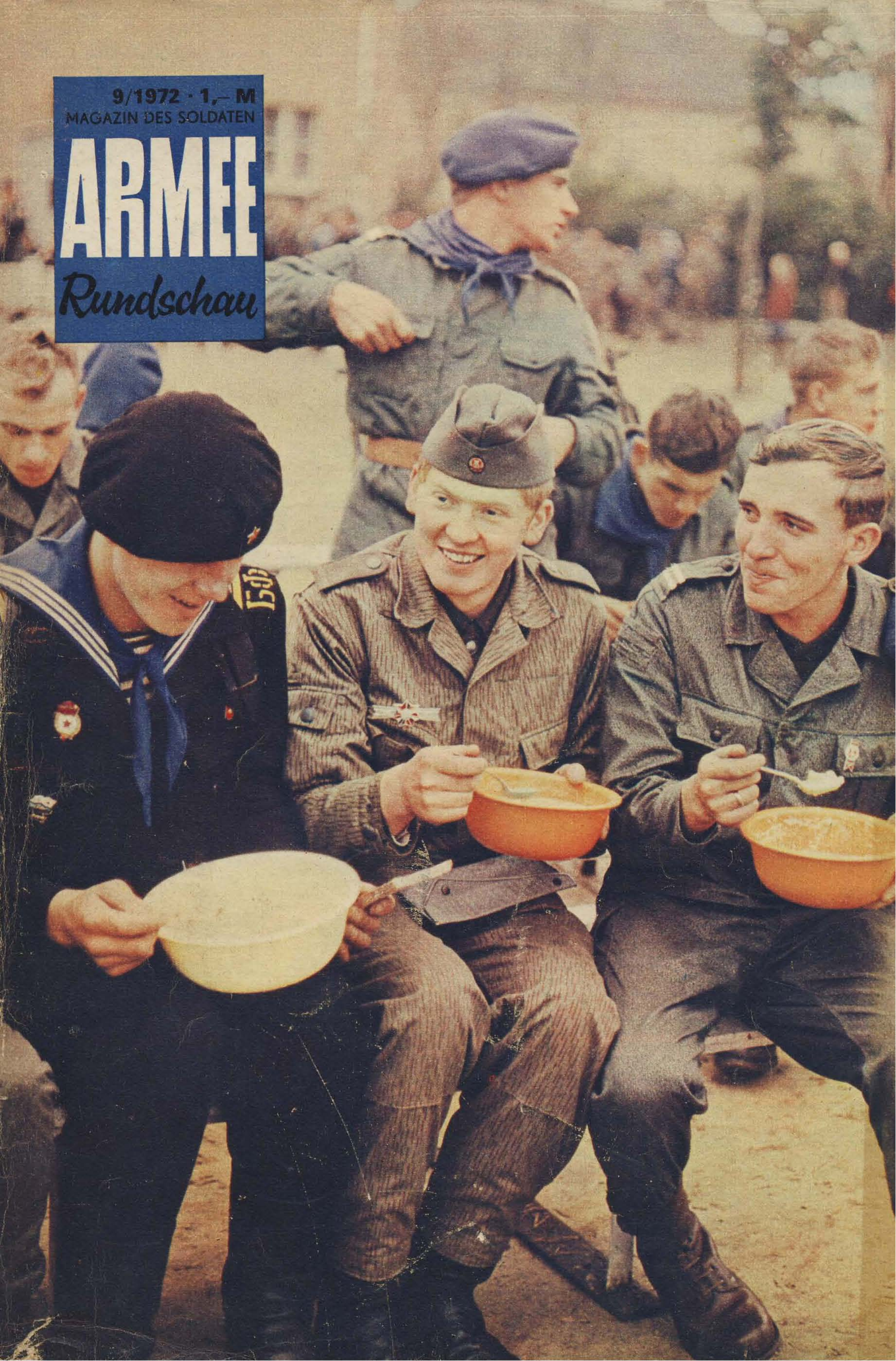
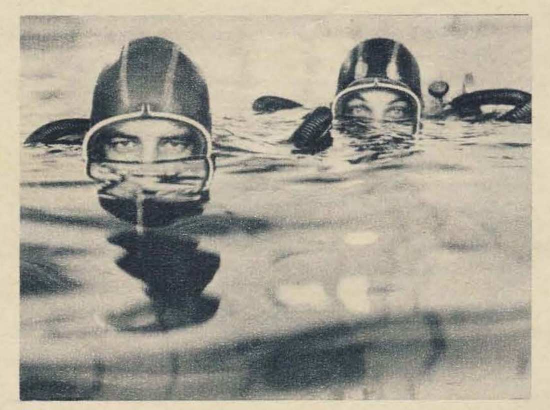

9/1972 · 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau





90



48



72



25

38



59



20

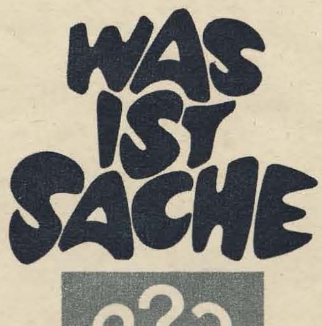


84

INHALT

Neulich wollte ich auf zwei, drei Bier ausgehen. Doch weil ich zwei MKE-Normen nicht erfüllt hatte, bekam ich keinen Ausgang.
Soldat Hans Töpich

Mein Mann hat als Berufssoldat 38 Tage Urlaub, ich nur 18. Kann ich da für eine gemeinsame Reise unbezahlten Urlaub nehmen?
Elsbeth Kürger





Da war also Normüberprüfung. In der Militärischen Körperertüchtigung: Handgranatenwerfen, Klimmziehen, Klettern. Sie schreiben selber, daß Sie sich dabei nicht gerade mit Ruhm bekleckert haben. Was man ja auch beileibe nicht sagen kann, wenn man die Ergebnisse hört. Mit der Handgranate kamen Sie mit Müh und Not noch auf eine Drei. Am Reck und am Tau dagegen...
Der Klimmzüge vier reichen nicht mal für die Note 4 – ebensowenig wie die 21 Sekunden, die Sie zum Hochklettern am 5-m-Tau gebraucht haben. Beides mag vielleicht bei dem Achtertest der ersten Dienstwoche noch als Mindestleistung vertretbar sein. Für einen Soldaten mit vier Dienstmonaten ist es ganz einfach unter Niveau. Hier gelten andere Maßstäbe. Und zwar Normen, die sich an den Anforderungen und an der Härte des modernen Gefechts orientieren. Selbst wenn Sie noch nicht ganz auf die für die Note 1 erforderlichen elf Klimmzüge und dreizehn Sekunden beim Klettern gekommen wären, hätte das keiner krumm genommen. Aber so? Keine Steigerung, kein echtes, kämpferisches Bemühen! Wie anders soll sich denn da Ihr Zugführer verhalten? Soll er etwa für ungenügende Leistungen und mangelnden Pflichteifer noch „Dankeschön" sagen?
Sie mögen fragen: „Was hat mein Ausgang mit einem ‚Dankeschön' zu tun?"
Viel, Genosse Töpich.
Denn wie überall im Sozialismus gilt auch in unserer sozialistischen Armee das Leistungsprinzip. Ergo ist es recht und billig und ganz folgerichtig, daß – wie es übrigens auch in der Urlaubsordnung festgelegt ist – die Gewährung von Ausgang zunächst einmal die Erfüllung der elementarsten militärischen Pflichten voraussetzt. Und eben damit hapert es ja bei Ihnen noch. Sicher wäre es besser, Sie würden sich – statt im Einarmig-Reißen – in der Freizeit öfter am Reck oder am Klettergerüst üben, um schnell aufzuholen, was Sie bisher offensichtlich versäumt haben. Ich bin überzeugt: Wenn Ihr Zugführer sieht, daß Sie sich ernsthaft bemühen, Ihre Leistungen zu verbessern und die Normen zu erfüllen, dann wird er Ihnen auch den gewünschten Ausgang „auf zwei, drei Bier" genehmigen. Und sicher wird Ihnen die kühle Blonde dann auch besser schmecken.

*

Ihr Wunsch, Frau Kürger, ist durchaus verständlich.
Sie wollen gegenüber Ihren Arbeitskolleginnen keine ungerechtfertigten Vorteile, weisen aber mit Recht darauf hin: Der arbeitsfreie Sonnabend, den Sie haben, läßt sich nicht gemeinsam mit der Familie gestalten, weil Ihr Mann auch sonnabends zum Dienst muß. Außerdem ist er als Kompaniechef manches Wochenende, ja mitunter über Wochen nicht zuhause, sondern mit seinen Soldaten im Feldlager, zu Einsätzen und Übungen oder im Manöver. Hinzu kommen Alarme und plötzliche Überprüfungen der Gefechtsbereitschaft, die ihn vom Frühstückstisch oder von der Kaffeetafel weg in die Kaserne holen. Sie machen ihm keine Szenen deswegen, sondern sind ihm eine verständnisvolle und tapfere Partnerin, weil Sie wissen: All das ist bitter notwendig für den militärischen Schutz dieses unseres Landes, dieser unserer großen sozialistischen Gemeinschaft. Dafür nehmen Sie auch einige Entbehrungen auf sich.
Um so größer ist also Ihr Verlangen, den jährlichen Erholungsurlaub gemeinsam zu verbringen – voll und ganz im Kreise der Familie. Mit Ihrem Mann und mit den Kindern. Bislang stieß das auf Schwierigkeiten, weil Sie keinen unbezahlten Urlaub bekamen. Im nächsten Jahr jedoch wird das neu geregelt sein. Ein Beschluß des Präsidiums des Ministerrats sieht nämlich vor, den berufstätigen Frauen von Berufssoldaten für die gemeinsame Gestaltung des Erholungsurlaubs auf Verlangen unbezahlte Freizeit zu gewähren. Und zwar dergestalt, daß sie mit ihrem Mann bis zu 30 Tage zusammen Ferien machen können.
Damit erfüllt sich Ihr und zugleich der Wunsch vieler Frauen von Berufssoldaten mit dem 1. Januar 1973. Und gewiß werten Sie diese günstige Regelung mit mir als einen weiteren Schritt auf dem vom VIII. Parteitag der SED vorgezeichneten Weg zur Verbesserung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus. Ich zweifle nicht daran, daß dieser Beschluß Freude in Ihrer Familie auslöst und Sie wie Ihren Mann zu noch höheren Leistungen anspornt – in der gesellschaftlichen Produktion und beim sicheren militärischen Schutz des Sozialismus.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

SPERRKNOTEN





Ein Mann aus der Praxis, Hauptmann Vietz vom Truppenteil Ehlert, ist Prüfungsvorsitzender. Vor dem erfahrenen Truppenoffizier müssen die Unteroffiziersschüler ihr Können beweisen. Die Fahrzeit und die eventuell abzurechnenden Fehlerpunkte ergeben die Note.

In die Erde gerammte Pfähle, Betonhöcker, Baumsperren, Stahligel, dazwischen Granattrichter, Schützen- und Panzergräben, ein scheinbares Durcheinander, aber mit Vorbedacht angelegt. Zu einem Knoten ist die Wirkung der verschiedenen Hindernisse verknüpft. Ebenfalls berechnet ist, daß dort, wo die Panzer mit pioniertechnischen Mitteln die Durchfahrt erzwingen könnten, sie dem Gegner ins Messer laufen, in den Schußsektor seiner Panzerabwehrkanonen. Hier soll die Wucht des Angriffs aufgefangen werden. Die angreifende Panzerbesatzung hat nur eine Wahl: nie die Breitseite zeigen und entschlossen handeln.

Die, von denen hier die Rede ist, die Panzerfahrschüler der Unteroffiziersschule „Peter Egelhofer“, haben die Hindernisse selbst errichtet, um daran zu üben. Das ist notwendig. Einige von ihnen bauten aber auch ohne Spaten und Schaufel Barrieren und knüpften sie zu einem Knoten. Warum taten sie das?

Keiner meldet sich ohne Grund als Soldat auf Zeit, will er doch mehr geben, als es seine Pflicht wäre. Aber auch einen Sack persönlicher Wünsche schleppt



Panzer überwinden den Sperrabschnitt der Fahrschulstrecke. Hier sind die Sperren und Hindernisse noch farbig gekennzeichnet, trotzdem muß der Fahrschüler höllisch aufpassen. Nur einen Abschnitt des Geländes sieht er durch den Sehschlitz, oft nur Himmel oder Erde, wenn das Fahrzeug über Hindernisse klettert.







Die 6. Fahrschulübung ist zugleich Prüfungsübung. Auf einem etwa sieben Kilometer langen Rundkurs sind Hindernisse, Sperren und schwierige Geländepassagen aufgebaut. Ihre Anordnung ist so gewählt, daß sie in Ausführung und Reihenfolge den Wegen gleichen, die ein Panzer im Gefecht zurückzulegen hat. Zuerst durchfährt der Panzer die Gasse in der Minensperre. Berührt er eine der Minenattrappen, zählt die Übung als nicht erfüllt, wäre doch unter realen Bedingungen das Fahrzeug durch die Minendetonation ausgefallen. Der Sperrabschnitt (Sperrknoten) deutet die gegnerische Verteidigungsstellung an. Höcker, Pfähle und Gräben sind zu um- bzw. zu durchfahren. Nebelkörper deuten die im realen Gefecht auftretenden Detonationswolken an, die die Sicht nehmen. Nach dem Sperrknoten sind Steilhänge, Abfahrten und Gräben zu durchfahren. Wird der Gegner verfolgt, werden kleinere Wasserhindernisse mit Spurbahnbrücken überwunden. Das Überklettern einer Baumsperre mit festgezurrter Kanone zeigt deutlich in den einzelnen Phasen die Bewegungen des Fahrzeuges, die auch bei eingeschalteter Stabilisierung ein leichtes Pendeln der Kanone verursacht und das Zielen erschwert. Dem muß der Fahrer durch gefühlvolles Fahren entgegenwirken.

er mit durch das Kasernentor, das verwehrt ihm keiner.
Aber Pflichten und Wünsche unter einen Hut, besser auf dem Fahrersessel eines Panzers in Einklang zu bringen, ist schon ein Stück Arbeit.
Die begann auch für unsere Panzerfahrer auf Exerzierplatz und Sturmbahn, im selbstausgehobenen Schützengraben und unter Schutzmaske. Und hatten sie hier ihre Norm erfüllt, marschierten sie, auch an Wochenenden, in den nahen Wald, schwangen dort Spaten und Schaufel und bauten an der Fahrschulstrecke. Die Panzer standen derweil auf dem Park und durften nur angesehen werden.
Die Genossen waren sauer. Was sie erlebten, paßte gar nicht in ihre Vorstellungen. Gewiß, sie hatten von Härte in der Ausbildung, von Disziplin und Ordnung gehört. Aber ihr Bild davon endete an der Sturmbahn, bei der Spind- und Stubenordnung. Und nun das. Panzersoldaten wollten sie werden. Einige von ihnen, so Uhlich und Schneider, wollten zum Kfz-Dienst, waren aber bei den Panzern gelandet. Ihnen schmeckten die ersten Tage doppelt bitter. Hatte ihnen keiner gesagt, daß an der Schule „Peter Egelhofer" nur die Genossen zu Unteroffizieren für den Kfz.-Dienst ausgebildet werden, die eine Fahrerlaubnis der Klasse V besitzen? Das geht Euch an, Genossen der WKKs!
Wie reagierten Uhlich und Schneider?
Genosse Uhlich fand in seinem



Zug zwei dufte Kumpels. Den Dachdecker Helmut Winter aus Oelsnitz, der vom Panzer schwärmte, obwohl er noch nie in einem gesessen hatte. Und den Schmelzer Herbert Nothof vom Stahlwerk Kirchmöser, der danach fieberte, das technische Wunderding Panzer in die Hände zu bekommen. In der Obhut dieser Panzerbesessenen überwand Uhlich seine Enttäuschung.
Und Schneider? Er kam in eine andere Kompanie, doch auch er war nicht allein. Aber Harry







Training am Flutgerät. Die Schüler erlernen hier den Umgang mit dem Atemgerät. Uhlig, Winter und Nothof steigen in den nachgebildeten Panzerturm. Auf Kommando öffnen sie die Luken, und aus dem darüberliegenden Becken dringt Wasser in den Turm. Ist der Turm geflutet, öffnen sie die Turmluke und tauchen auf.



Unteroffiziersschüler Haase

Schneider blieb stur, wollte absolut zu den Kraftfahrern und schimpfte auf alles, was nur nach Panzer roch. Das hatte in der Gruppe seine Wirkung. Denn wenn einer schimpft, finden andere auch manch Haar in der Suppe. Es wirkte sogar bis ins Zugkollektiv. Die Leistungen des Zuges blieben zurück. Am meisten litt Genosse Haase, Schneiders Bettnachbar, unter der dauernden Nörgelei. Der Schlosser aus dem RAW Cottbus hatte es seiner Brigade versprochen, Panzerfahrer zu werden. Denn Lokomotiven und Panzer haben etwas Gemeinsames, sie bestimmen das Tempo. Der SED-Parteigruppe lag sein Versprechen vor, ein guter Soldat zu werden, sich als Kandidat zu bewähren. Welche Mühe kostete es ihn, aus der Kommandantenkompanie, in die er irrtümlich aufgenommen wurde, in eine Fahrerkompanie versetzt zu werden! Nun lag er neben Schneider und grübelte in manche Nacht hinein.

Gewiß, Harry hatte nicht so ein festes Ziel, er war enttäuscht. Aber darf man so reagieren?

Genosse Haase versuchte es im Guten, sprach mit Schneider und den anderen. Aber was nutzte es? Er konnte keinen Beweis erbringen, hatte er den Dicken doch auch erst nur ansehen dürfen.

Steckte Haase die Nase in die Bücher, auch während der Freizeit und darauf hoffend, daß sein Beispiel Schule machte, erntete er Hänseleien. Nun kann man einen Lokomotivschlosser ärgern, aber nicht aus der Ruhe bringen. Haase schwieg aber auch dann noch, wenn auf der Zugversammlung die Dinge hätten auf den Tisch gelegt werden müssen, aus falsch verstandener Kameradschaft.

Die erste Fahrübung, Anfahren und Halten, Fahren im ebenen Gelände, brachte zwar blaue Flecke und trieb einigen den Schweiß in die Stirn. Doch alle waren stolz, den Dicken erstmals bewegt zu haben.

Die nächsten Übungen verlangten das Überwinden von Hindernissen und das selbständige Fahren nach Orientierungspunkten.

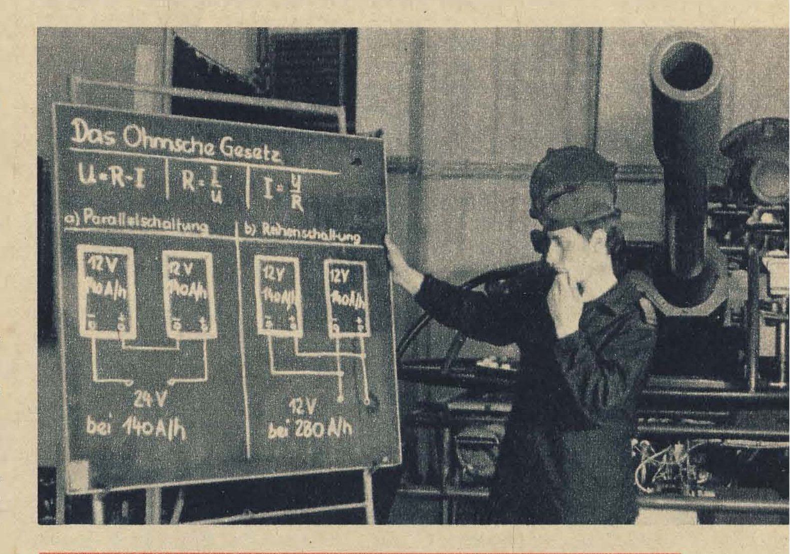
Im Zug wurde es ruhiger, besser: man wurde nachdenklicher. Man fand offensichtlich Gefallen an der Panzertechnik.

Nicht, daß schon alles in Ordnung war. Zugführer Unterleutnant Arlt hatte immer noch Sorgen. „Aussprachezugführer" nannte man ihn in der Kompanie. Geduldig kämpfte er gegen die Schwierigkeiten. (Die Arbeiten an der Fahrschulstrecke verlängerten sich unvorhergesehen, das schmälerte die Freizeit der Genossen. Ein Gruppenführer fiel aus, die Gruppe von Haase und Schneider mußte ein Schüler führen.) Doch den Zug bekam er immer noch nicht aus der Reserve heraus. Auch deshalb nicht, weil einige aus „Kameradschaft" andere deckten. Hätten sich hier nicht die Bemühungen von Haase und Arlt treffen können?

Immer wieder rieb der Unterleutnant dem Zug den letzten Platz im Wettbewerb unter die Nase. Seine Forderung, nun endlich mal beim Härtetest zu zeigen, welche Kraft im Zuge stecke, (hatten sie nicht die größten Leute, bis 1,88 m, und dazu Schneider mit 207 Pfund und Händen wie eine Baggerschaufel?) rührte schließlich doch an ihrer Ehre. Trotz ungünstiger Startposition, sie mußten als erste starten und kämpften so nur gegen die Uhr, holten sie die Note 1. Die beiden anderen Züge der Kompanie blieben erstmals hinter ihnen.

In dieser Zeit stand die nächste Fahrschulübung auf dem Plan und warf ihren Schatten, das Unterwassertraining, voraus. Es ist ein Stück leichte Taucherausbildung. Der Schüler muß den Umgang mit dem Atemgerät lernen und in einem nachgebildeten Panzerturm, der in einem drei Meter tiefen Wasserbehälter

Panzertechnische Ausbildung, dazu gehören Kenntnisse über den Motor und seine Anlagen, die Kraftübertragung, das Laufwerk und über Elektrotechnik. In diesem Fach steht hier Unteroffiziersschüler Denkscherz vor der Prüfungskommission. Ihm ist in den Darlegungen seiner Aufgabe etwas durcheinander geraten.



Ihnen lieber Leser sind sicher seine Fehler aufgefallen. Schreiben Sie die richtige Lösung auf eine Postkarte, senden Sie diese Karte bis zum 10. 10. 1972 an die Redaktion

„Armee-Rundschau" 1055 Berlin,
Postschließfach 7986,
Kennwort „Das Ohmsche Gesetz".

Aus den richtigen Einsendungen losen wir drei Preisträger aus, denen wir jeweils 35 Mark zusenden.
PS. Uffz.sch. Denkscherz kennt die richtige Lösung

Große Ereignisse werfen ihre Jacken voraus. Auch die Jacke von Unteroffiziersschüler Schneider war beim Schneider zum Aufnähen der Tressen. In wenigen Tagen werden die Genossen in den Jacken ihre Beförderung zum Unteroffizier entgegennehmen.



eingebaut ist, den Notausstieg üben.
Alle waren ziemlich nervös. Keiner hatte irgendwelche Beziehungen zur Taucherei. Und wie wird sich Haase verhalten? Wird er auch wieder mit Eifer glänzen? Alle wußten, Haase ist kein guter Schwimmer, eigentlich Nichtschwimmer. Selbst hatte er gestanden, wenn ihm Wasser in die Nase komme, käme er vollkommen aus dem Konzept.
Haase merkte, wie die anderen ihn beobachteten. Würde er hier versagen und schwach werden, wäre das folgende Gelächter nicht vorstellbar, und seine Argumente über die Schönheit der Panzerwaffe wären widerlegt.
All das jagte ihm durch den Kopf, als er mit angelegtem Atemgerät im Turm saß. Die Taucherbrille vor Nase und Augen, den Atemschlauch im Mund. Das Wasser stieg immer höher. In seinen Ohren hämmerten dauernd die Worte des Ausbilders: „Wenn sie sich unwohl fühlen, Klopfzeichen geben, der Versuch wird sofort abgebrochen!"
Wie das Wasser stieg, merkte er durch die Kombi bis auf die Haut. Schon war es am Hals, bald an der Nase. Daß die Taucherbrille die Nase schützte, wurde ihm erst bewußt, als der Turm vollgelaufen war. Was dazwischen lag, waren Herzklopfen, Beklemmungen, Schweißausbrüche und Konzentration auf den Willen, nicht aufzugeben. Wie die anderen, führte er nun die notwendigen Handgriffe aus. Alles lief wie vorgesehen weiter. Es wurde nicht abgebrochen. Er hatte ja nicht geklopft. Nacheinander tauchten sie auf, zogen die nassen Klamotten vom Körper. Haase verschwand im stillen Örtchen und hatte mit der Reinigung seiner Beinkleider einige Mühe. Alle wußten, was geschehen war, doch keiner spottete. Man achtete seinen Mut, der Junge war nicht der Streber, für den sie ihn gehalten hatten.
Nach diesem Erlebnis folgte die 5. Fahrschulübung, 30 km Panzermarsch am Tage und 20 km in der Nacht.
Haase: „Ich habe so richtig gemerkt, was drin steckt in der Technik!" Winter: „Ich hätte noch stundenlang fahren können!"
Nothof: „Man spürte richtig die PS!" Denkscherz: „Mit einem Panzer kann man alles machen, ein Auto ist dagegen nichts!" Heine: „Der Dicke läßt sich ja fahren!" Schneider: „So'n Panzer, das ist schon was!"
Nanu?! Ja, es stimmt. Im Zug Arlt platzte der Knoten. Der Panzer begann die Jungens zu fesseln. Der Zug kam in Bewegung. Gemeinsam mit dem Zugführer bereitete sich das Kollektiv auf die Prüfungen vor. Schneider kam von selbst zu Haase. Er gestand, sich vieles überlegt zu haben. Er möchte um Hilfe bitten, so im Polituntericht, denn er wolle auch die Prüfungen gut bestehen. Ihm und einigen anderen wurde klar, sie hatten kostbare Zeit verpaßt.
Als letzte Prüfung war die 6. Fahrschulübung zu fahren.
Schon nach den ersten 600 m Strecke tauchte im Sehschlitz der Sperrknoten auf. Keiner zögerte nur einen Moment. Sie konzentrierten sich auf den günstigsten Weg, nutzten die Dekkungen und nahmen zügig Hindernis um Hindernis, ohne sich eine Blöße zu geben.
Die Prüfung bestanden sie alle, der Zug rückte im Wettbewerb auf den zweiten Platz der Kompanie. Und somit wäre alles in Ordnung, Gewiß, aber ein Vergleich der Leistungen von Haase und Schneider (für Haase steht dreimal die 1 und einmal die 2., für Schneider zweimal die 2 und zweimal die 3) gibt zu denken. Beide hatten bis auf eben einen Umstand die gleiche Ausgangsposition.
Gedanken dazu äußert der Kandidat der SED, Genosse Haase, auf der letzten Parteiversammlung seiner Kompanie in folgendem: „Einige von uns hatten sich vieles anders vorgestellt, auch die Art der Waffengattung, in der sie bereit sind, drei Jahre zu dienen. Das hat sie verärgert. Selbstverständlich ist solch ein Verhalten nicht gutzuheißen. Aber fragen soll man, was wurde getan, um diesen Genossen zu helfen.
Ein Vorschlag wäre, den Unteroffiziersschüler gleich in den ersten Tagen spüren zu lassen, daß er Panzermann ist und wie schön das ist. Es sollten die Fahrlehrer in den ersten Tagen die Fahrzeuge einmal vorführen, man sollte mitfahren dürfen. Jeder von uns ist doch zu begeistern, aber ohne eigene Anschauung ist das schwer!"
Klare Worte. Wenn sie Gehör finden, werden unnötige Barrieren abgebaut.
Für die Ausbildung genügt **ein** Sperrknoten.

Oberstleutnant Gebauer

PANZERFAHRER

Dienstgrad: Unteroffizier (Soldat auf Zeit)
Charakteristik der Aufgaben:
Der Panzerfahrer ist für die ständige Einsatzbereitschaft des ihm anvertrauten Panzers verantwortlich. Er muß befähigt sein, entsprechend den Befehlen des Panzerkommandanten den Panzer in allen Ausbildungs- und Gefechtslagen sicher zu fahren. Durch konsequente Einhaltung der militärischen Bestimmungen trägt der Panzerfahrer dazu bei, einen vorzeitigen Ausfall des Panzers zu verhindern. Den Richt- und Ladeschützen muß er bei der Wartung des Panzers anleiten. Der Panzerfahrer muß körperlich ertüchtigt sein, hohe physische Belastungen ertragen und schwimmen können.
Voraussetzungen:
- Abschluß der polytechnischen Oberschule
- abgeschlossene Berufsausbildung als Schlosser (aller Arten) Werkzeugmacher, Berufskraftfahrer, Traktorist

Entwicklungsmöglichkeiten:
- Kommandant für Panzerzugmaschinen
- Kommandant/Kranführer für Panzerkran

Nach einer Verpflichtung als Berufsunteroffizier:
- Gruppenführer der Bergegruppe
- Gruppenführer der Montagegruppe

Ausbildungszeit: 5 Monate



Ein Blick ins Buch

Ich werde zwar erst nächstes Jahr gemustert, aber ich dachte mir, einem Zivilisten werden Sie wohl auch antworten. Können Sie mir Materialien, Nachschlagewerke oder Prospekte über die Armee empfehlen?
Klaus-Peter Szuhnistrat, Mühlhausen

Wie wär's mit dem „Handbuch Militärisches Grundwissen" zum Preis von 7,50 Mark aus dem Militärverlag der DDR? Es ist in den Buchhandlungen oder über den Buch- und Zeitschriftenvertrieb in 102 Berlin, Rungestr. 20, erhältlich. Auf 600 Seiten werden vielfältige Kenntnisse vermittelt, zahlreiche Zeichnungen und ein großer Farbbilderteil vervollständigen das interessante Buch.

Laufbahnwechsel

Besteht für mich als Soldat auf Zeit die Aussicht, die Offizierslaufbahn einzuschlagen?
Unteroffizier Krauße

Auch Sie haben eine Chance, bewerben Sie sich bei Ihrem Kommandeur.

Immer mit der Armee verbunden

Ich bin eine sehr eifrige AR-Leserin und habe schon manchmal sehr über den Postsack lachen müssen, habe aber auch schon viel von ihm lernen können. Ich habe selbst drei Söhne, sie sind schon alle bei der Armee gewesen, und zwar an der Grenze, worauf ich sehr stolz bin.
Ehrengard Zimmermann, Pretzschendorf

Für fremde Interessen

Wann und wo wurde die Fremdenlegion gebildet? Besteht so etwas heute noch?
Werner Steinhoff, Ponitz

Fremdentruppen sind aus Ausländern organisierte Einheiten, die entweder dauernd oder nur vorübergehend für einen Krieg in einer Armee gebildet werden. Derartige Söldnerheere gab es schon im Altertum und im Mittelalter. In der heutigen Zeit ist vor allem die französische Fremdenlegion



bekannt, welche man 1830 aufbaute. Die Truppe wurde in den französischen Kolonien zur Unterdrückung von Unabhängigkeitsbewegungen eingesetzt, wo sie sich wegen ihrer grausamen Kriegsführung in Vietnam und Algerien einen unrühmlichen Namen machte. Ihre derzeitige Stärke beträgt rund 9000 Mann.

Wider die Umweltverschmutzung

Ich bin Transportpolizist, und mir geht es um die Sicherheit im Eisenbahnverkehr. Jeder Armeeangehörige sollte stets daran denken, wie er sich auf dem Gelände der Deutschen Reichsbahn zu verhalten hat, sei es bei einer Urlaubsheimreise oder auf einem Militärtransport. So ist z. B. das Hinauswerfen von Gegenständen aus den Zügen verboten. Bei einigen Militärtransporten ist es Unsitte geworden, leere Kartons, Konservenbüchsen und Kisten auf die Böschungen zu werfen. Abgesehen von einer Verunreinigung des Geländes gefährdet so



etwas auch den Eisenbahnverkehr. Jeder Armeeangehörige sollte sich solche Hinweise zu Herzen nehmen und sowohl die Reichsbahnordnungen als auch die Dienstvorschriften einhalten.
Hptwm. d. VP Dzierzanowski, Nauen

Großfahndung erfolgreich abgeschlossen

Der Hauptgewinn unseres dreiteiligen Preisausschreibens ist wieder da, der Dieb gefaßt. Wir danken allen Lesern, die unserer Filmkriminalisten-Einsatzgruppe halfen, den Fall zu lösen.
Die heiße Spur im *Mai*-Heft hatte Soldat-General *Ralf Horricht* alias Rolf Herricht entdeckt. Der Täter war durch die offene Dachluke ins Haus eingestiegen. Im Erdgeschoß standen zwar zwei Fenster offen, aber einmal war das Gitter ein unüberwindliches Hindernis, und bei dem anderen hätte der Dieb mit seiner Beute ja über das völlig unbeschädigte Tulpenbeet „schweben" müssen. Auch Karin Beyers Untersuchung der Tür führte nicht zum Ziel, denn eins der beiden Schlösser ist noch unversehrt.
Alle Leser, die im *Juni* aus den verschiedenen Aussagen der Zeugen schlußfolgerten, daß eine *Stereo-Anlage* mit Rundfunkgerät und Plattenspieler gestohlen wurde, kombinierten richtig (auch Stereo-Plattenspieler oder Stereo-Radio lassen wir als richtig gelten).
Daß der Täter im *Juli* seine Beute ausgerechnet einem der Kriminalisten „unterjubelte" (*„Man wagt es kaum zu sagen, Chris Doerk hat ihn im Wagen"*), war zwar mehr als frech, half ihm aber auch nichts mehr. Die Namen der erfolgreichen (und glücklichen) Amateur-Kriminalisten aus unserem Leserkreis veröffentlichen wir im nächsten Heft.

Kontrollzeichen

Was bedeutet eigentlich vor den amerikanischen Waffenbezeichnungen immer das „M"?
Bert George, Berlin

Den ersten Buchstaben des englischen Wortes „military" = Militär. Damit werden alle Waffen der US-Armee gekennzeichnet, die bereits im Einsatz sind.

Vielgefragte Bestimmungen

Wo kann ich denn die Förderungsverordnung für entlassene Armeeangehörige einsehen?
Unteroffizier Meinke

Die Gesetzblätter, in denen die Verordnung enthalten ist, werden in der Finanz- und Kaderstelle des Truppenteils gesammelt. Die dritte Möglichkeit: Bibliothek der Dienststelle. Dort liegt eine Textsammlung „Sozialistische Landesverteidigung" mit allen Rechtsvorschriften zum Wehrdienst.

Stiefmütterlich behandelt

Seit unserem Dienstantritt lesen wir die AR. Wir finden sie vielseitig und interessant. Da wir aber bei der Fliegerei sind, ärgert uns sehr, daß Ihr sehr wenig Berichte über die LSK/LV bringt. Wir fühlen uns vernachlässigt. Ihr könnt Euch vorstellen, daß wir uns für Panzer, Granatwerfer usw. nicht besonders interessieren.
Unteroffiziere Rolf Berge und Hans-Joachim Fröming

Unser Grundsatz ist es, jeder Waffengattung den ihr gebührenden Umfang in der AR einzuräumen. Wer die AR seit vielen Jahren verfolgt, wird uns bestimmt bestätigen, daß wir vielseitig gestaltete und ausgewogene Hefte herausbringen, die den unterschiedlichen Interessen unserer großen Leserschar Rechnung tragen. Bei 12 Ausgaben jährlich kann man natürlich nicht alle Dienste und Waffengattungen vorstellen, wir planen deshalb über



diesen Zeitraum hinaus. In den letzten drei Jahren haben wir z. B. allein über die Warte in den Luftstreitkräften vier Beiträge gebracht.

Ab ins All

Ich interessiere mich sehr für die Raumfahrt. Nun bringen Sie ja seit geraumer Zeit Beiträge darüber sowie Typenblätter von Raumkörpern. Leider vermißte ich bisher Angaben, wie schwer und wie lang die großen Raketen sind.
Gefreiter Herbst

Die größten Trägerraketen haben eine Startmasse von 1600 bis 2700 t (80 bis 90% davon Treibstoffe), einen Startschub von 2500 bis 3500 Mp und eine Nutzmasse zwischen 20 und 150 t. Die Länge beträgt 80–130 m, der Durchmesser 7–10 m.

Wenn Vati nach Hause fährt

Ich möchte Sie fragen, wie oft steht Reservisten in dem halben Jahr ihres Dienstes Urlaub zu?
Rosemarie Zerau, Gotha

In der Regel kann einmal in zwei Monaten verlängerter Kurzurlaub (Freitag nach Dienst bis Montag 24.00 Uhr für Soldaten) gewährt werden. Außerdem ist Kurzurlaub und Sonderurlaub möglich.

Wer sich zu Hause bettet

Mich interessiert, ob ein Längerdienender nach Dienst auch außerhalb der Kaserne wohnen darf.
Lutz Wallmer, Blankenburg

Sofern sich die Wohnung von Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten (außer Unteroffiziers- und Offiziersschülern) im Standortbereich oder in deren unmittelbarer Umgebung befindet, kann ihnen der Kommandeur des Truppenteils gestatten, außerhalb zu wohnen. Natürlich darf darunter die ständige Gefechtsbereitschaft nicht leiden, und der Genosse muß jederzeit unkompliziert benachrichtigt werden können.

AR stellte die Weichen

Meine Meinung zur AR: Im Februar 1967 entschloß ich mich, mich als Soldat auf Zeit für drei Jahre zu verpflichten, was dann auch geschah. Allerdings ist daraus nicht viel geworden, denn seit Herbst 1967 bin ich Berufssoldat, und mein Bruder schloß sich dem im darauffolgenden Jahr an. An diesem Entschluß hat Ihr Magazin einen nicht unwesentlichen Anteil. Die Vielseitigkeit der AR läßt nichts zu wünschen übrig.
Wolfgang Rachow, Berlin

Der kleine Unterschied

Kann ein Mädchen, wenn es sich freiwillig zur NVA meldet, auch zu den Panzertruppen geschickt werden?
Cornelia Hockner, Hartha





Wohl in den Stab eines Panzertruppenteils, aber nicht in den Bauch eines T-54.

Nebenbei noch Logarithmen?

Ist es möglich, daß ich während meines Ehrendienstes (ich habe mich als Soldat auf Zeit verpflichtet) das Abitur machen kann (evtl. Volkshochschule)?
Gerd Heiser, Lauchhammer

Die vielfältigen militärischen Maßnahmen, die ununterbrochene Einsatzbereitschaft sowie der körperlich anstrengende Dienst bieten keine Möglichkeiten, um während der relativ kurzen Zeit des Wehrdienstes noch zusätzlich derartiges nachzuholen.

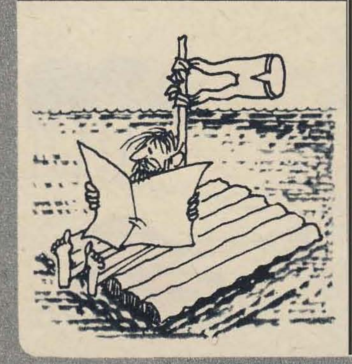
Spricht nicht auf Beate oder Elke an

In einem Bericht über eine Funkmeßeinheit tauchte das Wort „Tochtersichtgerät" auf, ohne daß man näher darauf einging. Ich hoffe, daß die AR das im Postsack machen wird.
Gunter Dirk, Salzwedel

Wenn es sich vielleicht auch nach einem Suchapparat für entlaufene Töchter anhört, so verbirgt sich doch dahinter die Anzeigeeinrichtung einer Funkmeßstation, die als zweites Sichtgerät genutzt wird. Das Gerät ist von den übrigen Anlagenteilen der Stationen räumlich getrennt.

Zeitschrift „Marinewesen"

vom Erscheinungsjahr bis 1966 sowie andere maritime Literatur dringend gesucht.
B. Köhler, 59 Eisenach, Mühlhäuser Str. 67



Weg von der Erbsensuppe

Im Juniheft brachtet Ihr einen Artikel über den Marschgesang in einem Truppenteil. Aber wäre es nicht besser gewesen, die abgebildeten Köche hätten auch mitgesungen, anstatt vom 1. Rang, sprich aus den Fenstern des Küchengebäudes belustigt auf die marschierenden Kompanien herabzuschauen? Daß sie nicht am Erbsensuppenkessel stehen mußten, ist ja fotografisch bewiesen. Ich kann mir vorstellen, daß bei einem flotten Marschlied frühmorgens in der Küche die Suppe noch mal so gut gewürzt wird.
Gefreiter Hänselkeit

Frau Armeedoktor

Ich habe den Wunsch, nach Abschluß des Abiturs Militärärztin zu werden. Können Sie mir bitte mitteilen, wie die Ausbildungsmöglichkeiten und -bedingungen sind?
Viola Fränkel, Oranienburg

Eine derartige Ausbildung besteht in der NVA nicht. Je nach Bedarf werden Ärztinnen nur dann eingestellt, wenn sie ein medizinisches Studium im zivilen Bereich und eine fachspezifische Ausbildung in Einrichtungen des staatlichen Gesundheitswesens abgeschlossen haben.

Und links – zwo, drei, vier

Henry Büttner zeichnet im Heft 6/72 eine Dame, die neben einer Paradeformation einherläuft und ihren uniformierten Ehemann über das Wachstum ihres Kaktus aufklärt. So ungewöhnlich ist das man gar nicht. Da müßt Ihr mal die Marschblöcke der Offiziershochschulen bei der 1.-Mai-Parade in Berlin beobachten. Wenn die durch die Straßen abmarschieren, da laufen auch einige Bräute, Frauen, Väter, Brüder neben ihren Soldaten, und da wird bestimmt nicht über Kakteen erzählt. Aber, warum auch nicht, Spaß machts, und alle – auch die Zuschauer – haben ihre Freude daran.
Annemarie Herwart, Berlin

AR-Markt

Suche:

Jahrgänge 1962 bis 1967.
Uffz. W. Knoll, 2112 Eggesin II; PSF 5135/A-1



Illustrationen: Klaus Arndt

Jahrgänge bis 1967.
Gerald Merkel, 50 Erfurt, Lerchenweg 22

Hefte 10–12/1971; 1, 3/1972.
Jürgen Katschner, 8019 Dresden, Hertelstr. 23

Jahrgänge 1968–1970; 1/3 bis 12/1971; 1–3/1972, möglichst gratis.
Rainer Bohne, 7022 Leipzig, Virchowstr. 53

Jahrgänge 1961–1967.
W. Lemke, 16 Königs Wusterhausen, Luckenwalder Str. 1

Hefte 1–10/1971.
Gerhard Schmidt, 684 Pößneck, Bärenleite 71

Jahrgänge 1956–1968 (Mai), möglichst kostenlos.
Peter Dietzsch, 98 Reichenbach, Moritzstr. 16

Jahrgang 1969 (außer 1, 7, 11), Hefte 5, 9/1971.
Lutz Bahnemann, 60 Suhl, Am Schelrod 9

Jahrgänge 1957–1969 kostenlos.
André Nitzsche, 77 Hoyerswerda, Erich-Weinert-Str. 1

Hefte 6, 7, 8, 10, 11/1970; 1/1971; 1/1972.
Wolfgang Wendt, 7271 Kattersnaundorf Nr. 13

Biete:

Hefte 5, 6, 8/1967; 6, 7, 8, 11, 12/1968; Jahrgang 1969 außer 2, 5, 10; Jahrgänge 1970 und 1971 gegen DDR-Briefmarken vor 1965
Jörg Schütte, 193 Wittstock, Straße der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft 11









Einen Reißer legt *Verlag Volk und Welt* mit Raymond Chandlers „Der lange Abschied" vor. Das ist ein verzwickt konstruierter Krimi, bei dem der Privatdetektiv Marlowe in fortwährend neue, gefahrbringende Situationen gerät. Mehrmals scheint die Geschichte am Ende, doch immer wieder überraschen logische Wendungen. Reizvoll sind die präzisen Dialoge, bei allen Konstruktionen schimmert eine gehörige Portion Realismus durch die Geschichte, in der mit Toten und fragwürdigen Figuren nicht gespart wird.

Günter Radtke schnitzt in dem im *Greifenverlag* erschienenen Kriminalroman „Die Tätowierten" ein anderes Holz. Das Buch spielt in der DDR, und zunächst scheint nur die Ursache eines Brandes zu klären zu sein. Doch bald wird die Leiche einer jungen Frau gefunden, die in bestimmten Kreisen einen bestimmten Ruf genoß; die Vielseitigkeit ihrer Beziehungen liefert den Kriminalisten eine Menge Verdächtige und Motive. Die Ermittlungsorgane arbeiten sich zielstrebig an den Täter heran, dabei entdecken sie ein Bündel von Verbrechen. Der Autor, selbst Kriminalist, versteht es zu fesseln, wenn er auch manchmal dort noch erläutert, wo der Leser schon verstanden hat.

Karl Heinz Weber ist ein ausgewiesener Krimi-Schreiber. Auch „Auf lange Sicht", *Verlag Das Neue Berlin*, beginnt mit einem Mordfall, auch hier werden Täter und Motiv zu entdecken sein. Doch Webers Roman ist mehr als eine einspurige Ermittlungsgeschichte. Die Untersuchungsorgane enthüllen das Vorleben der Toten, sie stecken den Kreis ihres Umgangs ab und kommen dabei zu außerordentlich interessanten und bemerkenswerten Erkenntnissen. In diesem Buch werden recht geschickt und überzeugend über einen Mordfall Menschen und menschliches Verhalten in den Mittelpunkt gerückt.

Bei „River Passage" von Gerhard Harkenthal könnte man fragen: Krimi, Abenteuer- oder Tatsachenroman? In jedem Fall eine spannende Geschichte, die sich an Tatsachen orientiert. 1969 wird in Tansania eine völlig verstümmelte Leiche gefunden, und die Ermittlung macht deutlich, daß ein Verbrechen mit eminent politischem Hintergrund verübt wurde. So bietet der Autor nicht nur eine packende Jagd nach dem Täter, er deckt politische Machenschaften auf und liefert, gut verpackt und gewissenhaft verarbeitet, Informationen über die nationale Befreiungsbewegung in Afrika.

Vier Krimis, das sind vier Autoren mit unterschiedlichen Anliegen, das ist sogenannte leichte Kost, Unterhaltung bei nicht sinnlos vertaner Zeit.

Thomas

Reife Kirschen

Horst Seemann, offensichtlich der Gegenwartsthematik verschworen („Reife Kirschen" ist in ununterbrochener Folge der dritte Gegenwartsfilm des jungen DEFA-Regisseurs), greift diesmal in die „Massen", wählt sich einen Arbeiter und dessen Familie zu Helden seines neuen Films. Um den Baubrigadier Kamp (dessen nuancenreiche Darstellung durch Günter Simon, den allzufrüh Verstorbenen, eine besondere Betrachtung verdient) ordnet sich ein dramaturgisch verdichtetes Bild des Lebens der Menschen unserer Tage. Das natürliche Interesse, das wir jedem Vorübergehenden widmen, wird hier auf Zeitgenossen beiderlei Geschlechts konzentriert, die in keineswegs ungewöhnliche Konfliktsituationen gestellt sind. Indem uns der Mensch in seiner individuellen Einmaligkeit und Besonderheit nahegerückt wird, entdecken wir sein Anziehendes, nehmen wir teil an seinen Sorgen und Freuden. Unser Herz schlägt für ihn – und es zeigt sich, daß Glück, Liebe und Vorbildlichkeit, Tragik, Heiterkeit und Komik im normalen Leben genauso versammelt sind, wie in anderen mehr oder weniger ungewöhnlichen Lebenssphären. Was der Arbeiter Kamp auf sich nimmt, wenn er sich entschließt, Hunderte von Kilometern weit weg von Zuhause ein neues Arbeitsleben zu beginnen und so das Allgemein- mit dem Privatwohl in Einklang bringt, – was seine Tochter (Traudl Kulikowsky) in ihrer Liebe zu dem jungen, egoistischen Arzt erfährt, das ist wahrhaftig nicht weniger erregend und „attraktiv" als das Tun und Lassen von Leuten, deren Leben sich in anderem Milieu abspielt . . .

Gehrmann





Durst STRECKE





Eine berühmte Sängerin des 18. Jahrhunderts verlangte einst für ein Gastspiel am Wiener Hoftheater 5000 Dukaten. Als das Maria Theresia hörte, befahl sie dem Theaterdirektor: „Schreiben Sie ihr, so viel erhält bei uns jährlich der Generalfeldmarschall." Darauf schrieb die Sängerin prompt zurück: „Dann lassen Sie den Generalfeldmarschall singen!"



In der Instruktionsstunde fragte der Unteroffizier einen Soldaten:
„Was hat der Soldat uff sein Kommißbrot, Meier?"
„Butter, Herr Unteroffizier!"
„Falsch! – Krause!"



„Keene Butter, Herr Unteroffizier!"
„Unsinn! – Müller!"
„Schmalz, Herr Unteroffizier!"
„Quatsch! – Schulze!"
„Keen Schmalz, Herr Unteroffizier!"
„Keine Ahnung, Ihr Dummköpfe! – Der Soldat hat uff sein Kommißbrot ein' Anspruch!"



Der Regimentskommandeur las den Befehl, den sein Adjutant aufgesetzt hatte, und meinte mißbilligend: „Also, Herr Leutnant, der Text dieses Befehls ist alles andere als klar. Ein Befehl muß so abgefaßt sein, daß ihn auch der letzte Trottel kapiert!"
Darauf fragte der Adjutant verwundert: „Darf ich um Aufklärung bitten, Herr Major, welche Stellen Ihnen nicht verständlich sind?"



Im alten Griechenland hielt einer der Feldherren vor dem Kriegsrat eine lange Rede, in der er versprach, in den bevorstehenden Kämpfen wahre Wunder an Tapferkeit zu vollbringen. Ein anderer Heerführer, der zwar sehr tapfer, aber weniger wortgewandt war, stand auf und sagte schlicht: „Männer von Athen! Alles, was mein Vorredner versprochen hat, das werde ich tun!"





Der Kommandierende General trifft zu einem Lazarettbesuch ein und erkundigt sich nach dem Befinden einzelner Verwundeter.
„Was haben Sie?" fragt er einen Soldaten.
„Eine Schneiderei, Exzellenz!"
„Ich meine, weshalb Sie hier liegen?" „Weil ich noch





nicht aufstehen darf, Exzellenz!" „Herrgott, ich will wissen, an was Sie erkrankt oder verwundet sind!" „Am Kanal bei La Bassee, Exzellenz." „Was hat denn der Arzt gesagt?" „Bist du auch schon wieder da?"



Die Offiziere und Mannschaften einer Artillerieabteilung sind zu einer Leichenparade angetreten. Nachdem der Pfarrer den Segen erteilt hat, tritt der Batteriechef vor, um einige Worte über den Verstorbenen zu sprechen: „Er war der beste Mann der ganzen Batterie und ein braver, pflichttreuer Soldat. Niemals überschritt er seinen





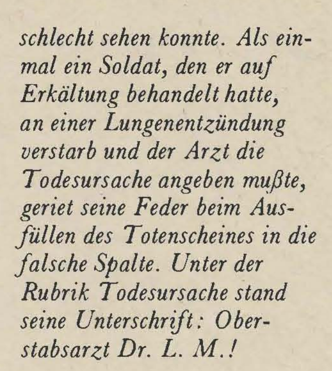
Urlaub, wie es gestern erst wieder bei zweien von euch der Fall war. Als ordentlicher und sauberer Soldat hielt er stets seine Montur in Ordnung und machte es nicht wie der Kanonier Meier dort, der mit schlecht geputzten Stiefeln und einem offenen Knopf zur Leichenparade erschienen ist. Wachtmeister schreiben Sie auf: Meier, drei Tage Arrest! Amen."



Napoleon ließ vor der Belagerung von Sevilla dem Stadtkommandanten folgendes Ultimatum übermitteln: „Wenn sich die Stadt nicht innerhalb von drei Tagen ergeben sollte, lasse ich alle Bürger rasieren!" Das Schreiben des Stadthauptmanns enthielt die Antwort: „Ich bin überzeugt, daß Sie es nicht tun werden. Sie wollen doch Ihren Titeln (Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protektor der Rheinlande) nicht noch den Titel ‚Barbier von Sevilla' hinzufügen?"



In Potsdam praktizierte um die Jahrhundertwende ein Oberstabsarzt, vor dem die Soldaten ihre Krankheiten verbargen, um nicht von ihm behandelt zu werden. Er war dafür bekannt, daß er schon manchen ins Grab kuriert hatte. Seine Arzneien waren gefürchtet. Dazu kam noch, daß dieser Oberstabsarzt sehr



schlecht sehen konnte. Als einmal ein Soldat, den er auf Erkältung behandelt hatte, an einer Lungenentzündung verstarb und der Arzt die Todesursache angeben mußte, geriet seine Feder beim Ausfüllen des Totenscheines in die falsche Spalte. Unter der Rubrik Todesursache stand seine Unterschrift: Oberstabsarzt Dr. L. M.!



Ein preußischer General besichtigt ein Regiment. Als er die Front abschreitet, wendet er sich an den Regimentskommandeur und meint: „Ihr Regiment gefällt mir ganz und gar nicht! Die Kerls sehen ja alle noch ganz verschieden aus!"



Illustrationen: Horst Bartsch

Gemeinsam im EXAMEN

Erinnerungen werden wach in diesen Tagen des Manövers von fünf sozialistischen Armeen in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik. So mancher von denen, die das Manöver „Waffenbrüderschaft" der sieben sozialistischen Armeen miterlebten – auch wenn er längst schon wieder seinem Zivilberuf nachgeht –, denkt zurück an den Oktober 1970. Kramt Erinnerungsfotos und Zeitungsausschnitte hervor. Wäre vielleicht gern wieder mit von der Partie. Obwohl es heute ganz gewiß keine geringeren Strapazen zu bewältigen gilt als damals. Denn Übungen und Manöver sind die großen Prüfungen für den Soldaten. Da muß er zeigen, was er kann, muß leben, handeln, kämpfen wie im Gefecht. Und saure Wochen gehen dem schon voran; denn vor der Übung – kommt das Üben. Ganz besonders, wenn es heißt, gemeinsam mit Bruderarmeen ins Manövergelände zu ziehen. Ganz gleich, ob mit zweien, vieren oder sechsen. Wohl jeder kennt den Ehrgeiz, im Examen alles, was in einem steckt, aus sich herauszuholen, so gut wie nur irgend möglich zu bestehen. Vor sich zu bestehen – und vor seiner Umwelt. Das ist eine ganz normale Sache, schon im alltäglichen Leben. Um so begreiflicher im keineswegs alltäglichen Manöverexamen. Hier geht es ja nicht nur um Bewertung und Ansehen des einzelnen, hier haben sich Kollektive zu bewähren, Einheiten, Truppenteile, Verbände.
Trotzdem – oder besser: gerade deswegen –



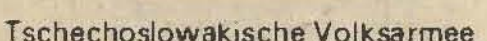












Tschechoslowakische Volksarmee — Sowjetarmee — Polnische Armee — Ungarische Volksarmee — Nationale Volksarmee

kommt es auf den einzelnen Soldaten an. Mit jedem wird gerechnet – und zwar so, daß sich im vereinten Handeln die Kräfte potenzieren und nicht einfach summieren. Das sogar weit über die Einheit, den Truppenteil, ja, über die eigene Armee hinaus. Das offene, für imperialistische Armeen nicht nutzbare Geheimnis der militärischen Überlegenheit unserer sozialistischen Staatengemeinschaft besteht im Bruderbund. Durch ihn vervielfacht sich die Kraft jeder einzelnen ihm angehörenden Armee. Noch dazu, da den ehernen Kern dieses mächtigen Bündnisses von Klassengenossen die stärkste Armee der Welt, die kampferprobte Sowjetarmee bildet. So schmiedet also jeder einzelne Soldat, der danach strebt, sich auch im Manöver auszuzeichnen, vor dem Waffenbruder zu bestehen, seine Verläßlichkeit zu beweisen, mit am unzerstörbaren Schild und am scharfen Schwert der großen, gemeinsamen, sozialistischen Heimat. Selbst wenn er daran zuweilen gar nicht denkt; oder









nicht jedem immer voll bewußt wird, daß nur dank dieses sorgsam scharf gehaltenen Schwertes der Feind zum Frieden gezwungen werden kann.
Zum ohnehin nicht leichten Marschgepäck des Soldaten kommt also noch die politische Verantwortung, die er zu tragen hat. Und dennoch! Jeder, der beispielsweise schon einmal einen Fünfzigkilometermarsch hinter sich gebracht hat, weiß es: Die Strecke, die man allein kaum oder vielleicht gar nicht geschafft hätte, bewältigt man bedeutend leichter im Marschtritt der Kolonne. So strömt Kraft und Siegeszuversicht dem einzelnen aus der Gemeinschaft zu. Da finden sich hilfreiche Hände, die notfalls zupacken. Die dem weniger Geübten Stütze und Halt sind. Ihn mitreißen. Im großen wie im kleinen.
Im Manöverexamen ist außerdem auch Abgucken erlaubt, ja, sogar Bedingung. Dem Waffenbruder zeigen, was man kann – und von ihm lernen, lautet die Devise. Fließend vollzieht sich dabei der Übergang von den eingangs zitierten sauren Wochen zu frohen Festen; denn dazu wird jede der freundschaftlichen Begegnungen zwischen Angehörigen der Bruderarmeen. Da vermitteln sich Klassenbrüder gegenseitig ihre besten Erfahrungen, wetteifern miteinander in Leistungsvergleichen, erfreuen sich an den Liedern und Tänzen der befreundeten Völker. Adressen werden getauscht, persönliche Freundschaften geschlossen. Und jedesmal, wenn wieder Manövertage heranrücken, werden diese Erinnerungen wach. So mancher von denen, die einmal an solchen großen Übungen teilnahmen, denkt zurück an das gemeinsam bestandene Examen. Kramt Erinnerungsfotos und Zeitungsausschnitte hervor. Wäre am liebsten wieder mit von der Partie.

Major Gerhard Berchert

262
261
268

Eine Lehre für den

Der lebhafte mitteilsame Charakter Reschetnikows zog rasch viele Menschen an. Außenstehenden mochte es scheinen, als sei er stets nur von Freunden umgeben. In Wirklichkeit waren das für ihn nur gute Bekannte, die er in der Offiziersschule kennengelernt, oder auch alle die, die auf dem Kreuzer mit ihm Dienst getan hatten. Aber keinem von allen wollte er sein Innerstes offenbaren oder sprechen über das, was seine Seele bewegte und was er deshalb allein durchdenken und mit sich abmachen mußte. Diesen lustigen, lebensfrohen jungen Mann, der sehr selbstsicher wirkte, beunruhigte ein unklares, verschwommenes Gefühl der Unzufriedenheit. Er war sich dessen gewiß, daß ihm etwas besonders wichtiges im Leben unbegreiflich blieb bisher. Je länger er lebte (und je rascher, wollte ihm scheinen, seine Jugend zu Ende ging), desto wichtiger war für ihn, recht bald im Leben das Wichtigste, alles andere unterordnende Ziel zu erkennen, um darauf zuzustreben, solange er noch Kraft dazu hatte.

Er wartete immer auf einen Moment des Umschwungs, da etwas passieren würde, wodurch ihm unbedingt alles klar würde, und da im dunklen Dämmer der Zukunft dieses einzige wichtige Ziel aufleuchtete. Es sollte sein ganzes weiteres Verhalten im Leben bestimmen. Sobald er jedoch das Boot übernommen hatte, beschlich ihn das Gefühl, daß er wahrscheinlich ganz anders handeln müßte. See, Schiffe, Ausfahrten, Gefechte und Stürme, ein freundschaftlich verbundenes mutiges Kollektiv von Seeleuten – all das stand ihm sehr nahe, war ihm teuer. Ohne das wäre er sehr unglücklich. Aber zugleich spürte er auch: das Leben – müßte er ohne das Seefahrermilieu auskommen – wird ihn nicht im Stich lassen. Für die anderen aber, die er um sich hatte, etwa für Bootsmann Chasow zum Beispiel oder für Brigadechef Wladykin, hätte das Leben ohne die Seefahrt keinen Sinn mehr gehabt.

Kurz, Reschetnikow quälte das gleiche Leiden, das jeder begabte junge Mensch durchmacht, der ins Leben tritt: der Zweifel, ob er seinen Weg und seine Berufung richtig erkannt hat, und die Unsicherheit, was ihm die Tätigkeit bedeutet, der er sich widmet. War es nur ein Beruf, oder ist es für ihn Lebensinhalt?

Der Krieg, der für viele zum Selbstzweck wurde und mit blutigem Rauch und schwarzem Nebel die ganze Zukunft verdeckte, erhellte seine Zukunft mit seinem Feuerschein. Noch konnte er sie sich nicht ganz deutlich vorstellen, aber er erkannte sie als etwas Großes, Glückverheißendes und Jubelerfülltes, das ungeduldige Erwartung barg: Das Leben! Die Zukunft, noch verhüllt durch Krieg und Tod ringsum, dem Auge kaum sichtbar, erwartete die, welche überleben würden, und das Leben rief sie zu aufopferungsvoller und rascher Arbeit, die die geschändete, gequälte Erde neu beleben und das wundenbedeckte Herz des Menschen heilen sollte. In dieser gigantischen Aufbauarbeit mußte er einen Platz finden. Aber welchen Platz gab es für ihn, der nur gelernt hatte zu töten und zu zerstören? Wird er die Arbeit der anderen schützen, die das zurückgekehrte Leben aufbauen werden?

An diese verschwommenen und wichtigen Fragen dachte er bereits jetzt. Und darüber konnte man nur mit einem Freund reden, dem man das Geheimste und Teuerste anvertraut, ohne daß man ihm dabei lächerlich oder dumm vorkommt, ein Mann, mit dem man Gedanken austauschen kann, manchmal sogar unfertige, nicht zu Ende gedachte. Gerade auf dem Boot, wo Reschetnikow lernte, Kommandeur zu werden, sollte er einen Menschen finden, den er als besten Freund bezeichnen konnte.

Das ergab sich nicht von ungefähr. Im Gegenteil, zuerst glich das Verhältnis zwischen Reschetnikow und Chasow keineswegs einer Freundschaft. Während der ersten Woche

Leonid Sobolew

Kommandeur



seiner Kommandeurstätigkeit auf dem Boot sah Reschetnikow in der wortkargen Art des Bootsmanns und dessen ständiger Nachdenklichkeit einen stummen Vorwurf gegen seine Taten und Entscheidungen. Er glaubte, das müsse er als Unwillen gegen jede Annäherung werten und als langsames Abwarten bis zur Ankunft eines richtigen, souveränen Kommandeurs. Als er später zufällig von seiner Kajüte aus ein Gespräch zwischen Bootsmann und Schiffsmechaniker Bykow hörte und einen Satz auffing, wie immer in der etwas mürrischen Sprechweise des Bootsmanns hingesagt: „Na, laß ihm doch seinen Eifer. Schließlich muß sich so'n Mensch erst mal eingewöhnen", verflüchtigte sich der Eindruck. Aber sein Ehrgeiz, seine Selbstachtung waren bald wieder angestachelt und ließen in ihm den kränkenden Gedanken bohren: Also kommandierte nicht Leutnant Reschetnikow das Boot, sondern eigentlich Bootsmann Chasow.

Das Boot lag nach einem Seegefecht noch auf Dock zur Reparatur; bei diesem Gefecht war der frühere Kommandeur Paromonow gefallen, und nun galt es, an hundert Kleinigkeiten zu denken: Wo man rare Maschinenteile herbekam, ob man die Reparatur auch zum Auswechseln der rechten Schiffsschraube nutzte oder lieber weiter mit dem wackelnden Teil auslief, wie man über den Kompressor entschied und dergleichen mehr. Und alles, was er als Kommandeur selber voraussehen und anordnen mußte, alles wurde ihm vom Bootsmann entweder vorgesagt oder war bereits erledigt worden. Zwar tat dies Chasow ziemlich taktvoll und schonte Reschetnikows Eigenliebe, er kleidete seine Ratschläge und Vorschläge in die Form von Fragen, die den Kommandeur unmerklich auf die richtige Entscheidung hinwiesen, aber Reschetnikow war es dadurch nicht leichter: Er fühlte sich überflüssig auf dem Boot.

Dieses erniedrigende Gefühl belastete Reschetnikows nächtliche Grübeleien noch mehr, und er spürte, daß er gewiß niemals ein echter Kommandeur werden würde. Diese fixe Idee verfolgte ihn immer hartnäckiger und bedrückte ihn schließlich als nächtlicher Alptraum. Der Leutnant träumte, wie er auf dem SK 0944 zu seinem ersten Seegefecht auslief. Auch der Bootsmann erschien in der Traumvision. Er stand neben dem Leutnant auf der Kommandobrücke und sagte in erstaunlichem Flüsterton, der Motorengedröhn und Schüsse übertönte: „Backbord! Alle drei Maschinen stop! Jetzt Steuerbord, eine Maschine allein, schlingern und 'raus aus der dicken Suppe!" Und wirklich fielen die Bomben mit schrecklichem Geheul ziemlich weit vom Boot ins Wasser. Ehe Reschetnikow merkte, daß nun das Feuer auf die zweite im Tiefflug herannahende „Junkers" gelenkt werden mußte, stand der Bootsmann bereits selber am MG und schoß ohne Weisung drauflos und sagte wieder im gleichen Flüsterton (den außer Reschetnikow niemand zu hören schien): „Volldampf voraus! Geben Sie Kommando: Steuerbord..." Und Reschetnikow fühlte, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als zu gehorchen. Wie gern hätte er etwas auf eigene Faust getan! Da nahm er all seine Willenskraft zusammen und warf das Ruder herum auf „Volldampf zurück!", mußte aber mit Schrecken erkennen, daß der Bootsmann lächelnd den Kopf schüttelte und auf eine Bombe wies, die nicht niederfiel, sondern langsam vom Himmel herunterschwebte, als segele sie. Reschetnikow wurde klar, daß sie unweigerlich das Heck treffen mußte. Er begriff, daß er vorwärts fahren mußte, blieb aber wie angewurzelt stehen, unfähig zu einer Handbewegung. Der Bootsmann schaute die Bombe aufmerksam an, gab gemächlich ein geheimnisvolles Fingerzeichen, das außer Reschetnikow alle anderen verstanden, wie der Leutnant an ihrem erleichterten Lächeln bemerkte. Da machte das Boot plötzlich einen riesigen Satz vorwärts (obwohl die Schiffsschrauben auf Rückwärtsgang standen), und die Bombe explodierte hinterm Heck. Von dem Getöse der Detonation erwachte der Leutnant mit heftigem Herzklopfen aus seinem Alptraum. Und in die Wirklichkeit zurückgekehrt, erreichte Lärm sein Ohr. Es war das ferne Geballer der Flak, und er begriff, daß sich auf Deck irgendwas tat.

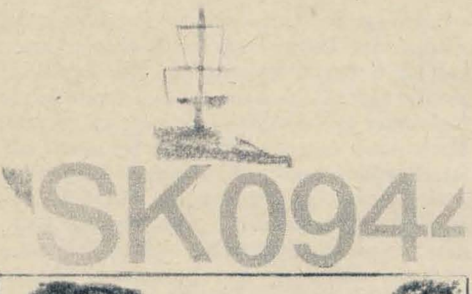
Halbnackt sprang er aufs Oberdeck, er vermutete einen Großangriff von Fliegern, bei dem die Boote laut Instruktion von der Pier ablegen müssen, um nicht alle von einer Bombe getroffen zu werden. An der Maschinenraumluke bemerkte er eine dunkle Gestalt, die er für den Mechaniker hielt. Sofort schrie er: „Genosse Bykow, welche Maschine soll laufen? Lassen Sie wenigstens eine beschleunigen!"

„Ich bin's, Genosse Leutnant!" antwortete eine Stimme, an der Reschetnikow Bootsmann Chasow erkannte.

Im Näherkommen sah er den Bootsmann, das Gesicht ihm zugewandt, am MG stehen. In

seiner gemächlichen Art sagte er, als bemerke er Reschetnikows Erregung nicht: „Hat eine Mine abgeworfen. Sehen Sie, Genosse Leutnant, die treibt es auch ans Ufer. Irgendein Döskopp kommt diesmal angeflogen. Hat den Wind nicht berechnet."
Reschetnikow fiel ein, daß dies kein Bombenangriff war, sondern die alltägliche Visite einer oder zweier Maschinen, die wie immer durch Luftminen die Ausfahrt aus der Bucht zu versperren suchten. Er erriet ebenfalls, daß die ungewöhnliche Mitteilsamkeit des Bootsmannes nur einen Grund hatte: Chasow wollte dem Kommandeur indirekt beweisen, daß die Maschinen unnötigerweise strapaziert würden, wenn an sich alles in Butter war. Die Mine mußte irgendwo am Bergeshang angestoßen sein; ihre Detonation hatte das Boot erbeben lassen. Also gähnte Reschetnikow gekünstelt und sagte:
„Na, da gibt's wohl nichts weiter herumzugucken, eine Mine wie jede andere." Schon wendete er, um wegzugehen, da teilte ihm der Bootsmann mit der gleichen Gesprächigkeit und in scheinbar unbeteiligtem Ton mit: „Das zweite Flugzeug... Vielleicht wirft es auch Minen ab... Sehen Sie mal, Genosse Leutnant, wie deutlich unsere Fahrrinne zu erkennen ist!"
Und wieder erkannte Reschetnikow. daß er keinesfalls weggehen durfte. In der Tat war die Fahrrinne von hier aus besser zu sehen als vom Flottenstützpunkt aus. Man konnte also verfolgen, in welchem Revier Fallschirme mit Minen niedergehen. Darüber war am Morgen dem Brigadechef Meldung zu machen, um die Minensuche zu erleichtern.
In Reschetnikow kochte es bei dem Gedanken, daß die neue Lehre, die ihm da der Bootsmann erteilte, vollauf berechtigt war. Der Bootsmann vermied es weiterhin, seines Kommandeurs Zustand zur Kenntnis zu nehmen, sondern blieb stumm neben ihm stehen. Dann wandte er sich zum Horchposten um, der als zweiter Mann am MG stand und sagte laut: „Bring dem Kommandeur einen Wettermantel."
„Kommando zurück, mir ist warm genug!" unterbrach Reschetnikow ihn brüsk. Er glaubte zu erkennen, wie der Bootsmann im Dunkeln lächelte und den Kopf schüttelte. Das war wie in Reschetnikows eben verscheuchtem Alptraum. Er ertappte sich bei dem Gedanken, daß er beinahe Feuer befohlen hätte, obwohl das völlig unnütz war, weil die Maschine des Gegners hoch in den Lüften surrte. Aber er hätte gar zu gern gezeigt, daß er hier der Kommandeur war und nicht der Bootsmann.
Die Nacht war kalt, der Wind pfiff ganz schön durch seinen Kittel, aber er blieb hartnäckig stehen auf Deck, bis das Flugzeug abdrehte. In seine Kammer zurückgekehrt, legte sich Reschetnikow hin, zog sich den wärmenden Wettermantel über und versuchte ruhig zu überlegen, was sich eigentlich zwischen ihm und dem Bootsmann zusammengebraut hatte und wie aus dieser Lage herauszukommen war, die langsam unerträglich wurde. Um Chasows Versetzung auf ein anders Boot zu bitten, wäre ungerecht gewesen, ungerecht gegen den Bootsmann und außerdem schädlich für Boot und Besatzung. Es gab keinen zweiten ebenso erfahrenen und kenntnisreichen Bootsmann. Und sich selber auf ein anderes Boot versetzen lassen, hieße auch, sich weiter vertiefen ins Dickicht der nächtlichen Alpträume und bei Wladykin, dem Brigadechef, bestimmt nur Unverständnis und spöttisches Lächeln ernten. Ihm offen und ehrlich zu sagen, daß es bei ihm nicht klappt mit dem Kommandieren auf dem Kutter, hätte direkte Kapitulation bedeutet. Da blieb nur ein ungewöhnlicher, aber völlig gerechter Ausweg. Man muß für Chasow den Leutnantsrang und seinen Einsatz als Kommandeur auf dem Boot SK 0944 erwirken, denn er kennt ihn „aus dem Effeff". Es kamen doch auch in der Flotte Fälle vor, daß man einem Unterführer ohne jede Prüfung den Leutnantsrang beim Gefecht oder danach verlieh!
Dieser Gedanke gefiel ihm zwar, aber er überlegte lange, wie er Wladykin darin überzeugen könne und damit seine eigene Versetzung auf ein anderes Boot möglich wäre. Er schlief ein, sobald er beschlossen hatte, möglichst gleich am nächsten Morgen mit Wladykin darüber zu sprechen.
Wladykin hörte ihm aufmerksam und mitfühlend zu, ja, er lächelte sogar, als Reschetnikow zwei, drei Fälle anführte, die seine Eigenliebe besonders verletzt hatten. „Mir hat seinerzeit ein solcher Kerl auch viele böse Stunden bereitet", sagte Wladykin, wobei er Reschetnikow sein Zigarettenetui anbot (was nach einem ungeschriebenen Reglement bedeutete, daß der Brigadechef nun vom offiziellen Gespräch zu freundschaftlicher Unterhaltung überzugehen wünschte). „Aber es war kein Bootsmann, sondern der Meister Steuermann Brodin. Ich

dachte, nach meiner Äquatortaufe käme nun einer, der mir noch was beibringen wollte! Meine Güte, und wie der mich belehrte! Jetzt noch werd' ich rot, wenn ich dran denke... Der alte Teufel hat alles in Anspielungen gekleidet, immer schön höflich, da war nirgends herumzumäkeln... Und wie benimmt sich Ihrer vor anderen Leuten?" unterbrach er sich plötzlich selber. „Lehrt er Sie auch so manches?"
„Nein", gestand Reschetnikow und mußte plötzlich heftig niesen. Er benutzte sein Taschentuch, dann fügte er stolz hinzu: „Na, dann würde ich ihm schon in die Parade fahren!"
„Na, das ist tüchtig!" sagte Wladykin lobend, worauf Reschetnikow bescheiden den Blick senkte. „Ich verstehe ja, was sich gehört, Genosse Korvettenkapitän..." „Nicht doch, der Tüchtigere von euch beiden sind keineswegs Sie", bemerkte Wladykin mit spöttischem Lächeln. „Entschuldigen Sie schon, aber Sie sind ein grüner Junge, noch dazu wenig nütze und undankbar. Sie sollten solchen Bootsmann anbeten, aber statt dessen sind Sie ihm böse. Du grüne Neune, seine Eigenliebe ist verletzt! Übertriebenes Selbstbewußtsein kann die See für den Tod nicht ausstehen!"
„Ich bin nicht gegen neue Lehren, Genosse Korvettenkapitän", sagte Reschetnikow, erstaunt über die Heftigkeit, mit der Wladykin ihn tadelte. „Und zuviel Selbstbewußtsein hab ich kein bißchen, im Gegenteil!" Doch da mußte er wieder niesen und war eigentlich froh darüber, denn so konnte er noch überlegen, daß er jetzt lieber nichts erwähnte von seinen Zweifeln, ob er jemals ein guter Kommandeur werden würde. Also beendete er seinen Satz ganz anders: „Im Gegenteil, ich bin ihm sehr dankbar, daß er mir hilft. Ich fürchte nur, er quält mich so, daß ich dann ohne ihn keinen Schritt mehr zu tun wage." „Na, dann sind Sie keinen Pfifferling wert!" sagte Wladykin ungerührt. „Ich meine, sofern ein Mensch Charakter hat, muß er alles tun, um einen solchen Eindruck recht bald zu widerlegen." Reschetnikow freute sich, daß das Gespräch nun genau die Richtung bekam, die er brauchte, aber Wladykin fuhr fort: „Ich hab meinen Brodin beispielsweise so abgeschüttelt, sozusagen durch Flächenschießen. Ich seh, wie er da steht und aufs Thomsenlot guckt, und in mir kribbelt es innerlich. Ich verstehe, daß der alte Teufel irgendwas gemerkt hat, aber was, weiß ich nicht. Da kann einer vor Verzweiflung schreien und brüllen: ‚Genosse Obermaat, das Lot auseinandernehmen, die Trossen kappen und die Trommel streichen. Sehen Sie mal, in welchem Zustand das alles ist...' Wirklich, das ist das reinste Flächenschießen – man wird schon irgendwas treffen... Genau das hat er selbst, wie sich herausstellte, vorschlagen wollen, aber zu spät, die Initiative war bereits auf meiner Seite, und der Steuermann hatte das Nachsehen. Tja, so hab ich mir Entschlußkraft angewöhnt... Was niesen Sie denn immerfort? Haben sich wohl erkältet in der Nacht? Gar nackend herausgesprungen an die Nachtluft, wie?"
„I wo", preßte Reschetnikow zwischen zwei Niesern heraus. Es lohnte wohl nicht, seinen Trotz wegen des Wettermantels zuzugeben. „Schlucken Sie zur Nacht hundert Gramm und streuen Sie etwas Senf in die Socken, dann vergeht das", riet Wladykin. „Also... seien Sie mutiger, zeigen Sie mehr Initiative! Fürchten Sie sich nicht, in Kleinigkeiten zu irren, das ist kein Beinbruch, und Kleinigkeiten sind einem eine gute Lehre. Die ermutigen Sie dann in größeren Fragen zu mehr Entschlußkraft. Chasow wird Sie, wenn notwendig, auch berichtigen. Ist besser, wenn er Sie berichtigt, und nicht vorsagt, klar? Er tut für Sie all das, was ein guter Kommunist für einen Komsomolzen und ein erfahrener Seemann für einen solchen... na, sagen wir, jungen Seemann wie Sie zu tun hat. Was wollen Sie mehr?"
Reschetnikow wollte sagen, daß es noch sehr viel Zeit brauche, bis er selbst in sich den Mut, die Entschlußkraft und Selbständigkeit aufbringen wird, die Wladykin in ihm vermutete. Aber das lief wieder auf die nächtlichen Gedanken hinaus, über die Reschetnikow nicht sprechen konnte, um nicht endgültig sein Gesicht zu verlieren. Er fürchtete, die Unterredung könnte gleich ergebnislos enden, und er müßte auf das Boot zurückkehren, deshalb hob er den Blick und sagte: „Ich habe einen Vorschlag, Genosse Korvettenkapitän. Vielleicht sind Sie sogar damit einverstanden." „Ist es ein selbständiger Vorschlag oder hat den der Bootsmann auch vorgesagt?" fragte Wladykin schmunzelnd. „Es ist ein durchaus selbständiger Vorschlag", antwortete Reschetnikow ernst und begann seinen Plan zu entwickeln. Je mehr er aber redete, desto weniger Überzeugungskraft ging von seinen Worten aus, und da das Lächeln auf Wladykins Zügen schwand, erkannte er, daß sein Projekt scheitern mußte. „Soso", sagte Wladykin, als Reschetnikow geendet. „Also seitwärts in die Büsche, wie?" „Wieso in die Büsche? Auf jedem anderen Boot..." „Auf einem anderen Boot wird Ihnen der Mechaniker das Leben vergällen, auf einem dritten der Zweite Offizier. Wollen Sie ewig die Boote wechseln als wären es Stiefel, und suchen, bis Sie etwas Passendes finden? Wo's nicht zwickt und nicht zwackt? Tjaaa... Sieht wirklich aus, als wäre es Ihr selbständiger Vorschlag..."
Der Leutnant fühlte, daß er errötete. Verzweifelt dachte er, daß nur eines noch blieb: Alles gestehen und um Rückkehr auf den früheren Kreuzer bitten. „Na schön", sagte Wladykin





hart. „Ich will die Karten ganz auf den Tisch legen, damit Sie alles verstehen lernen.“ Er sah beiseite, als überlege er, wie beginnen, und das machte Reschetnikow stutzig. „Was hat mich an Ihnen interessiert? In Ihnen spürte ich Liebe zu den Booten, und da habe ich zu Ihnen gesagt: ‚Wie gut, wenn ein Mensch genau weiß, was er will.‘ Und nun finde ich diese Festigkeit nicht mehr an Ihnen. Aber das wollen wir vorerst beiseite lassen... Also, Sie haben sich nach Booten gesehnt und gedacht, man reicht Ihnen gleich eins auf ’nem Tablett, wie? Das gibt’s natürlich nicht. Ich habe mit dem Konteradmiral über Sie gesprochen. Habe Ihnen Zeit gegeben, sich auf den Booten einzuleben, immerhin waren Sie ja wohl vier Monate lang Artillerist, nicht wahr? Also, Technik und Taktik haben Sie auf Booten anwenden gelernt, und ich weiß, daß Sie es nicht überall geschafft haben... Und dann war die Sache mit Paromonow...“ Er verstummte für eine Weile, und Reschetnikows Herz krampfte sich zusammen, er spürte in dieser Pause vieles, was Wladykin nicht sagen wollte. „Ja... dann fiel Paromonow...“, sagte Wladykin versonnen und hob den Kopf, sah Reschetnikow fest in die Augen. „So war das. Ich habe die ganze Zeit an Sie gedacht und erwogen, welches Boot ich Ihnen geben sollte, und da schickte ich Sie auf Paromonows Boot. Haben Sie eine Ahnung, was das für ein Boot ist!“ „Ich verstehe schon“, sagte Reschetnikow leise. „Ich weiß, was Sie verstanden haben“, sagte Wladykin mit bitterem Lächeln. „Also... Und warum es gerade dieses Boot war? Nicht zuletzt, weil Bootsmann Nikita Petrowitsch Chasow dort ist. Ich hab Sie in die besten Hände gegeben! Und Sie...“ Er sprach nicht zu Ende, denn er sah Reschetnikows Miene sich verdüstern. Also nahm sich der Leutnant offensichtlich seine Worte sehr zu Herzen. Dann zog er den Tischkasten auf und langte eine Mappe heraus, auf der geschrieben stand: „Vorlagen für den Konteradmiral“. „Und Chasow habe ich Ihretwegen am Weiterkommen gehindert. Das müssen Sie auch wissen, wenn die Rede einmal ernsthaft darauf kommt. Lesen Sie!“

Reschetnikow nahm das Blatt entgegen. Es war ein Standortbefehl, in dem Obermaat N. P. Chasow für militärische Verdienste und große fachliche Kenntnisse zum Zweiten Offizier auf dem SK 0944 ernannt und gleichzeitig außer der Reihe zum Leutnant befördert wird. In der Überschrift des Befehls stand der Vormonat vermerkt, genaues Datum und bestätigende Unterschrift fehlten noch.

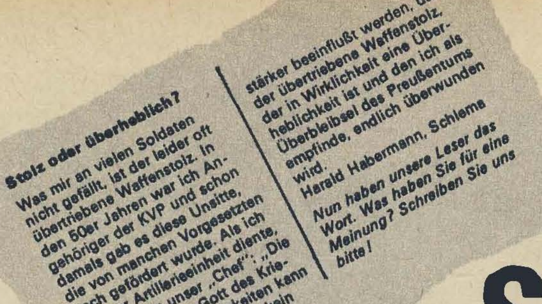
„Da Paromonow von der Fahrt nicht zurückgekehrt ist, konnte der Befehl nicht unterschrieben werden, verstanden?“ sagte Wladykin und nahm das Befehlsblatt wieder zurück.

Illustrationen: Wolfgang Würfel

„Jetzt aber haben wir entschieden, noch etwas abzuwarten. Es ist ein Unterschied, ob man bei Paromonow Zweiter ist oder bei Ihnen. Sie können ihm nichts mehr beibringen und fürs erste auch nicht helfen. Außerdem ist es besser für Sie: Als Bootsmann kann er Ihnen mehr geben als in der Funktion eines Zweiten Offiziers. Ihn aber bloß befördern und unter Ihrer Leitung als Bootsmann belassen, das geht auch nicht. Ist nicht der rechte Effekt. Dieser Befehl soll alle Bootsmänner auf den Booten anfeuern. Damit die auch ein bißchen stolz sind und sich sagen können: ‚Oho! Also kann einer vom Bootsmann fix mal zum Kommandeur aufsteigen!' Und sie werden dann alle noch besser ihren Dienst tun, nicht wahr?" „Klar!" sagte Reschetnikow begeistert. Wladykin hatte Reschetnikows Erregung offenbar bemerkt. Er ließ ihm Zeit zum Nachdenken über all das heute Erfahrene. Ohne Hast legte er den Befehl zurück in die Mappe, danach fuhr er fort: „Dann ist es ja gut, wenn es Ihnen klar ist. Ich habe Ihnen diesen ganzen Vorgang deshalb erzählt, damit Sie eine sehr wichtige Sache begreifen lernen. Da haben Sie um Ihr Verhältnis zum Bootsmann herumgegrübelt und begehen dabei zwei Fehler, die für einen Kommandeur beinahe ein Verbrechen sind. Durch Ihr verletztes Selbstvertrauen vergessen Sie, daß der Bootsmann ein lebendiger Mensch ist! Dabei sollte der Bootsmann der beste Freund des Kommandeurs sein, sonst kann das Boot nicht auslaufen, schon gar nicht gefechtstüchtig sein! Und was wissen Sie über Nikita Chasow sonst außer der Tatsache, daß er Ihnen auf die Nerven fällt? Sie interessiert an ihm nichts, denn Sie sind mit sich selber beschäftigt! Das ist Ihr erster, Ihr Hauptfehler." Er steckte die Mappe in den Tischkasten und ließ das Schloß zuschnappen. Dann sprach er weiter:
„Zweitens: Sie haben für sonst niemand auf dem Boot ein Augenmerk. Wie wollen Sie im Gefecht befehlen, wenn Sie nicht wissen, mit wem Sie es zu tun haben? Wer wovon und für was lebt, wer die Faschisten mehr und wer sie weniger haßt, ja, ob er sie überhaupt haßt? Wen können Sie in den Tod schicken, damit er mit seinem Leben das ganze Boot rettet, und auf wen muß man während des Gefechts ein Auge haben? Wem muß man mit einer offenen oder vertraulichen Aussprache helfen, wen aber muß man einfach anfahren? Schließlich ist zu entscheiden, wem man am besten vor der Schlacht einen Wodka einschenkt und für wen man ihn bis nach der Fahrt aufheben sollte? Wissen Sie das alles? Nichts wissen Sie, obzwar Sie schon zwei Wochen auf dem Boot sind! Würden sich der Konteradmiral und der Brigadechef so wie Sie für die Leute interessieren, dann müßte Chasow bis ans Ende seiner Tage Bootsmann bleiben, und Sie selber würden Ihr Leben lang von Booten träumen und auf Kreuzern herumsitzen. Das also ist Ihr zweiter Fehler." Er stand auf und zupfte sich in gewohnter Weise seinen Uniformrock zurecht, der ohnehin faltenlos auf seinen Schultern saß. Reschetnikow erhob sich ebenfalls, denn Wladykins Geste besagte immer die Rückkehr zum offiziellen Gesprächston. „Also, Genosse Leutnant", sagte Wladykin, „Sie bleiben Kommandeur der SK 0944, und Bootsmann Chasow bleibt ebenfalls dort als Bootsmann. Von Ihnen hängt es ab, wann er befördert und Zweiter Offizier wird. Und ob das auf dem vierundvierziger oder einem anderen Pott geschieht, hängt ebenfalls von Ihnen ab. Verstanden?"
„Verstanden, Genosse Korvettenkapitän!" erwiderte Reschetnikow. „Bitte wegtreten zu dürfen!"
„Wenn Sie wirklich begriffen haben, können Sie gehen!" sagte Wladykin. Und Reschetnikow, der in Wladykins Augen weder ein Lächeln noch die gewohnte Wärme fand, begriff, daß diese heutige Aussprache ohne alle Schonung seiner Jugend oder Unerfahrenheit stattgefunden hatte. Ihm tat alles weh, er war sehr erregt. Zum ersten Mal in seinem Leben erkannte er, daß ein fremdes Schicksal eng verknüpft war mit seiner Haltung und seinen Taten. Dies ungewohnte Gefühl fand in ihm lange keinen Raum, es belastete sein Herz wie ein schwerer Stein. Nach dieser Aussprache kam er sich gereifter, erwachsener vor. „Gestatten Sie noch eine Frage, Genosse Korvettenkapitän", sagte er, die Augen wieder zu Wladykin aufhebend. Und als dieser nickte, fragte er bewegt: „Weiß... Chasow von diesem Befehl?"
„Er kann es kaum wissen", antwortete ihm Wladykin wie zuvor trocken, „aber zweifellos wird er es erraten. Es lief doch alles darauf hinaus, und er ist schließlich kein kleiner Junge mehr."
„Wie soll ich denn nun mit ihm... Das ist doch..." holte Reschetnikow aus, doch plötzlich mußte er wieder dumm und lächerlich niesen. Wladykin blieb ernst, aber in seinen Augen glimmt ein Funken herzlichen Lachens, und Reschetnikow erkannte, daß noch nicht alles verloren war.
„Streuen Sie unbedingt 'ne Prise Pfeffer in den Wodka, das hilft noch besser." sagte der Brigadechef. „Denn krank sein dürfen Sie jetzt nicht, dazu haben Sie keine Zeit, klar?" Reschetnikow gab diesmal keine Antwort. Er wußte nur eins, während er auf die Tür zuging: Für ihn war der Bootsmann zu einem ganz anderen Menschen geworden, und darum würde er ihn sehr bald zu einer vertraulichen Aussprache zu sich rufen.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer





Stolz oder überheblich?

Was mir an vielen Soldaten nicht gefällt, ist der leider oft übertriebene Waffenstolz. In den 50er Jahren war ich Angehöriger der KVP und schon damals gab es diese Unsitte, die von manchen Vorgesetzten noch gefördert wurde. Als ich in einer Artillerieeinheit diente, erklärte uns unser „Chef": „Die Artillerie ist der Gott des Krieges, und Nachlässigkeiten kann sich jeder erlauben, nur kein Artillerist!" Bei Nachrichten später hieß es dann: „Ihr seid die Intelligenz der bewaffneten Kräfte!" Solche Meinungen trifft man auch heute noch an. Man merkt doch, daß sich mancher Matrose etwas besseres zu sein dünkt als sein Genosse in der Uniform der Landstreitkräfte. Ich sprach mit einem jungen Grenzsoldaten über dieses Thema. Der erzählte mir, daß er in seiner Dienststelle auch gesagt bekommen hätte, daß die Grenzsoldaten die Elite der Armee seien. Waffenstolz ist gut, sollte aber so ausgelegt werden, daß man alles unternimmt, seine Technik vorbildlich zu beherrschen, daß man in seiner Waffengattung sein Bestes gibt, um das sozialistische Vaterland zuverlässig zu schützen. Einen sicheren Schutz der sozialistischen Staatengemeinschaft ist doch erst im Zusammenwirken aller Waffengattungen möglich und im Zusammenwirken mit den anderen bewaffneten Organen der DDR. Einzeln ist man nichts, erst die Gemeinsamkeit macht uns stark. Dahingehend sollten unsere Soldaten ideologisch stärker beeinflußt werden, damit der übertriebene Waffenstolz, der in Wirklichkeit eine Überheblichkeit ist und den ich als Überbleibsel des Preußentums empfinde, endlich überwunden wird.

Harald Habermann, Schleme

Nun haben unsere Leser das Wort. Was haben Sie für eine Meinung? Schreiben Sie uns bitte!

STOLZ

oder überheblich?

So lautete die Überschrift eines Leserbriefes, der im Aprilheft abgedruckt wurde. Harald Habermann äußerte sich darin über den Waffenstolz. Unserer Bitte, uns auch ihre Meinung zu dieser Angelegenheit mitzuteilen, folgten etliche AR-Leser. Eine Auswahl veröffentlichen wir auf den zwei Seiten. Zum Abschluß geben wir einem Kommandeur das Wort. Die Redaktion dankt nochmals allen, die sich an der Aussprache beteiligten.

Gefreiter d. R. Heineck, Leipzig

Natürlich soll jeder Soldat zum Waffenstolz erzogen werden. Es kommt aber darauf an, wie man das durchführt. Man sollte keineswegs eine Waffengattung gegen die andere ausspielen, vielmehr muß jedem klar sein, daß alle Waffengattungen eine feste Einheit bilden, wie etwa eine Familie.

Oberleutnant Braune

Eines dürfte uns allen klar sein: Nur im engen Zusammenwirken mit allen Armeen des sozialistischen Lagers können wir einen sicheren Schutz des Sozialismus gewährleisten. Deshalb muß man bei allen Armeeangehörigen den Stolz auf unsere sozialistischen Staatengemeinschaft entwickeln. Das schließt natürlich nicht aus, daß jeder auf seine Waffengattung, auf seine Einheit, auf sein Kollektiv stolz ist.

Heinz Östreich, Dresden

Jeder Angehöriger der bewaffneten Kräfte müßte heute wissen, daß der Erfolg im modernen Gefecht nur noch vom Zusammenwirken der einzelnen Waffengattungen abhängig ist. Außerdem muß jeder die militärischen Grundlagen der Ausbildung beherrschen. Eine Panzerbesatzung kann im Kampf den Panzer verlieren, will sie warten, bis ein neuer zur Verfügung gestellt wird? Sie muß, um nicht feige hinter den kämpfenden mot. Schützen zurückzubleiben, Seite an Seite mit ihnen den Kampf fortsetzen. Das gilt für alle technischen Einheiten. Ein Pilot muß seine zerstörte Maschine verlassen, er landet im feindlichen Hinterland. Als Einzelkämpfer muß er doch versuchen, zu den eigenen Truppen zu gelangen. Eine Artilleriestellung wird plötzlich vom Gegner angegriffen, man muß zu den Handfeuerwaffen greifen und sich verteidigen.

Leutnant d. R. Flügel, Leipzig

Ich würde dieses Problem auf eine Frage konzentrieren: Wo fühle ich mich als Soldat der NVA zugehörig, zu den bewaffneten Organen unserer Republik und damit zur sozialistischen Gesellschaft als Ganzem oder nur zu einer Waffengattung? Durch zahlreiche Übungen und Manöver haben unsere Soldaten das Zusammenwirken nicht nur der Waffengattungen des eigenen Landes erlebt. Außerdem ist der Dienst ja in allen Waffengattungen kein „Spaziergang" und diese Erkenntnis mußten viele am eigenen Leibe verspüren. Eine Grundlage für ein überhebliches Verhalten gibt es heute nicht. Wenn es jedoch hier und da noch sichtbar wird, sollte man, ob als aktiver Soldat oder als Reservist, mit aller Konsequenz dagegen auftreten.

Fr. Heinze, Brück

Dem Artikel möchte ich nur beipflichten. Bei uns in der Stadt sind drei verschiedene Einheiten, unter anderem auch Flieger. Sie bilden sich auch ein, wunder wer sie sind. Hauptsächlich unter den Frauen merkt man den Unterschied ganz kraß.

Hans Ludwig, Mühlhausen

Mir ist es nicht einerlei, in welche Einheit ich einberufen werde. Ehrlich gesagt, mot. Schützen wären für mich uninteressant, aber Panzer, da könnte ich mich schon begeistern, da hätte ich einen Stolz. Hier habe ich doch etwas Handfestes, dagegen der mot. Schütze nur mit seiner MPi . . .

Kurt Berndt, Neubrandenburg

Sicher soll jeder einen Stolz besitzen, wenn z. B. das Ausbildungsziel einer Einheit mit besten Ergebnissen erreicht wurde. Dieser Stolz trägt auch zum kollektiven Denken bei, anderen Ausbildungsgruppen die guten Erfahrungen zu übermitteln, ihnen den Weg aufzuzeigen

zur Erreichung des gleichen Standes. Stolz zu sein heißt heute sich auf vollbrachte gute Leistungen zu besinnen und dabei nachbarliche Hilfe zu leisten.

Soldat Kühn

Ich bin gegen Gleichmacherei. Soldat der Nationalen Volksarmee kann ja jeder werden, aber Artillerist oder Pionier...? Warum gibt es solch ein großes Interesse bei den Jugendlichen für die einzelnen Waffengattungen, warum so viele Leidenschaften vor der Einberufung, bei der Musterung, warum die Niedergeschlagenheit bei etlichen, wenn sie nicht zur gewünschten Truppe kommen? Hier spricht doch schon eine gewisse Freude auf die Waffengattung mit.

R. Brückner, Sondershausen

Stolz ist keinesfalls ein Überbleibsel des Preußentums. Jeder Soldat ist stolz auf seine Waffengattung. Wobei er aber nie die Wichtigkeit der anderen Waffengattungen unterschätzen darf. Bei Gefechtsbereitschaft ist ja doch einer auf den anderen angewiesen. Mein Gatte ist auch Offizier der Ari, dient aber in einem mot. Schützenregiment. Er muß nun auch die Waffenfarbe des Regiments tragen.

Oberleutnant der VP Molik, Neustrelitz

War erst Artillerist, dann Grenzer und bin nun Volkspolizist, fühlte und fühle mich jedoch stets mit allen Waffengattungen unserer Armee eng verbunden. Stolz ist gut, darf jedoch nicht zur Überheblichkeit führen, denn schließlich ist jeder auf den anderen angewiesen, also jede Waffengattung auf die andere.

Käte Hänsel, Forst

Meine beiden Söhne leisten zur Zeit als Soldat auf Zeit ihren Dienst, jeder an einem anderen Ort, in einer anderen Waffengattung, der eine hat seinen Dienst fast beendet und der andere erst damit begonnen. Mir wäre es noch nie im Traum eingefallen zu sagen, „auf dich bin ich besonders stolz, weil du da bist", oder „auf dich, weil du da bist." Stolz kann man nur auf erreichte hervorragende Leistungen sein, alles andere ist Überheblichkeit.

Obermatrose Rietzener

Laßt doch den Soldaten den Stolz auf ihre Waffengattung, immerhin verbringen sie in ihrer Einheit $1\,^1/_2$ oder 3 oder noch mehr Jahre ihres Lebens. Da wächst man zusammen, teilt Freud und Leid, ist mit der Technik eng vertraut. Man erlebt die Höhen und Tiefen der Einheit, die Erfolge in der Ausbildung und bei Übungen. Und wie stolz ist man, wenn neue Technik eingeführt wird.

Stabsfeldwebel d. R. Müller, Sonneberg

Die Zeiten haben sich ja wohl geändert. Wir schreiben doch das Jahr 1972, und die 50er Jahre sahen doch ganz anders aus. Die Vorgesetzten haben sich in den vergangenen Jahren ein hohes Wissen und teilweise sehr gute pädagogische Fähigkeiten angeeignet. Schon aus dieser Tatsache heraus kann man meiner Meinung nach unsere heutigen Vorgesetzten mit denen der 50er Jahre nicht mehr gleichstellen. Ich habe in vielen Standorten meinen Dienst versehen. Aber übertriebener Waffenstolz von Soldaten unterschiedlicher Waffengattungen und Dienststellungen, ist mir nicht begegnet.

Lothar Rettschlag, Osterweddingen

Wenn jeder seine Pflicht ernst nimmt, dann kann er auch stolz auf seine Waffengattung sein. Überheblich aber sollte der beste Soldat nicht sein. Denn auch er kann einmal versagen. Von Überbleibsel des alten Preußentums kann doch bei unserer Armee wirklich nicht gesprochen werden. In Zusammenarbeit mit unseren Bruderländern haben wir eine schlagkräftige Armee aufgebaut, worauf wir stolz sein sollten.

Unteroffizier Derkner

Ich glaube, mit der Überschrift „Stolz oder überheblich" haben Sie schon die Weichen gestellt. Feine Pinkels, die über andere nur die Nase rümpfen, sind auch bei uns nicht gern gesehen. Einen gesunden Stolz aber auf seine Laufbahn kann jeder Armeeangehörige haben. Ich weiß selbst, wie einem das Herz höher schlägt, wenn er einen Beitrag über seine Waffengattung in der Presse liest, oder wenn er bei einer Parade durch die Straßen fährt und die Leute einem zujubeln. Laßt doch mal einen hohen Kommandeur über das Thema zu Wort kommen.

Oberst Diplommilitärwissenschaftler Josef Wejda:

Es ist erfreulich und auch richtig, daß viele Leserzuschriften das Gemeinsame in den Mittelpunkt stellen. Waffenstolz ist nichts Schlechtes. Jeder Armeeangehörige hat seinen Stolz, einer bestimmten Waffengattung anzugehören. So freut sich zum Beispiel der Pionier, daß er einem Bataillon eine Brücke bauen, der Funker, daß er über den Äther die Befehle des Kommandeurs übermitteln kann.

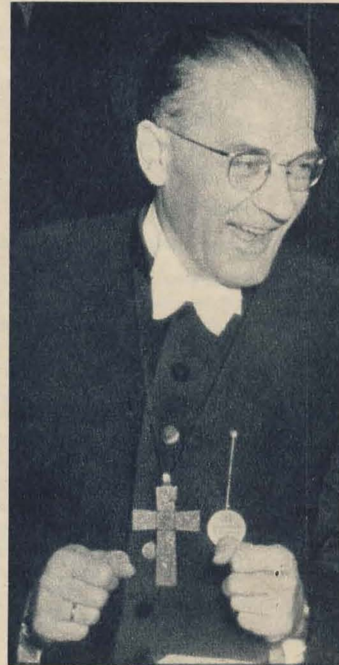
Der Waffenstolz ist berechtigt, wenn dahinter das Verlangen jedes Armeeangehörigen steht, seine Waffe zu beherrschen und aus ihr alles herauszuholen, was zum Sieg notwendig ist. Entscheidend ist dabei das gemeinsame Handeln aller Waffengattungen. Eine Gefechtsaufgabe kann eine Waffengattung nicht allein, sondern nur zusammen mit den anderen erfüllen. Deshalb muß man in der Ausbildung allen Genossen das Zusammenwirken im Gefecht erläutern. Der Waffenstolz sollte so verwirklicht werden, daß sich jeder freut, mit seiner Waffe einen persönlichen Beitrag am Gesamtsieg beizutragen.

Dem gegenseitigen Verstehen dient auch das persönliche Kennenlernen der Kommandeure, öftere gegenseitige Besuche, zum Beispiel der mot. Schützen- und Panzeroffiziere, wie es in unserem Truppenteil Brauch ist. Auch Erfahrungsaustausche zwischen den Waffengattungen, wie man am besten die gemeinsame Aufgabe lösen kann, sind zu empfehlen. Auch hier gibt es bei uns gute Beispiele, vor allem vor Truppenübungen. Die Achtung des anderen muß immer im Mittelpunkt stehen. Leider meinen noch einige Genossen, daß ihre Waffengattung alles allein entscheiden könne. Sie denken, nur sie allein hätten eine hohe Feuerkraft, oder nur sie wären die beweglichsten. Das ist eine Überschätzung. Allein ist man auf dem Gefechtsfeld nichts, nur im Zusammenwirken aller Beteiligten wird der vollständige Sieg errungen.

Der gemeinsame Auftrag aller Waffengattungen ist der zuverlässige Schutz des Sozialismus, den wir zusammen mit unseren Waffenbrüdern in der sozialistischen Militärkoalition verwirklichen.

Noch ein paar Worte zum Leser Hans Ludwig. Er sieht nur den Panzer, ohne die Bedeutung der mot. Schützen zu betrachten. Im Gefecht aber ist der mot. Schütze der allgemeine Kämpfer, der gefragteste Soldat, der am vielseitigsten eingesetzt wird, der letzten Endes auch das gegnerische Territorium besetzt und hält. Die mot. Schützen können also ebenso stolz auf ihre Waffengattung sein wie die anderen Genossen.

PARAS UND PASTOREN



„Bischof und General formen jeder auf seine Weise. . . das Menschenmaterial zum vorbestimmten Dienst."

(„Süddeutsche Zeitung", 13. 10. 1968)

Mit poppigen Krawatten und supermodernen Anzügen geht der neue evangelische Militärpfarrer im Seelsorgebereich V Hamburg, Helmut Rösel, seinen dienstlichen Pflichten nach. Die Soldaten hielten ihn anfangs für einen Friseur. Dabei hat der Militärpfarrer Rösel den Status eines Majors – mit Majorsbezügen und einer Gemeinde, die zwei kampfstarke Bataillone umfaßt.
Insgesamt haben die evangelische und katholische Kirche rund 400 geistliche Majore, Oberstleutnante und Brigadegenerale in die Bundeswehr entsandt. Man wirkt unter dem Kreuz, das die konfessionelle Zeitschrift „Soldat in der Zeit" als ein „taktisches Zeichen" verstanden wissen will, zu zeigen in den Dienstzimmern der Militärpfarrer und bei Truppenübungen.
Bei den letzteren Gelegenheiten steigt dann Pfarrer Helmut Rösel in den Kampfanzug und ist so auch äußerlich Angehöriger der Bundeswehr.

Er lacht sich eins ins Fäustchen, der Herr Militärbischof Kunst, jener erst in diesem Jahr aus Altersgründen zurückgetretene langjährig oberste evangelische Feldprediger der Bundeswehr. Da stehen seine „Schäfchen" in Reih und Glied mit den Herren Pfarrern. Auf einem Frontsoldatentreffen. Helm ab zum Gebet während der kirchlichen Kriegerfahnenweihe. (Das Foto oben, der Hamburger „Zeit" entnommen, zeigt rechts einen evangelischen, links einen katholischen Militär„seelsorger")

Ganz stramm treibt es sein katholischer Waffenkamerad Paul Lerchenmüller in Stetten. Er erwarb die Fallschirmspringer-Qualifikation und gründete einen „Para"-Fallschirmjäger-Klub. Damit nicht genug, machte er den Führerschein für den US-Kampfpanzer M 48 A 2. Womit Lerchenmüller, der im übrigen Feldgottesdienste mit einem Fallschirmabsprung einzuleiten beliebt, dem vom Soldatenjargon als KASAK (Katholische Sündenabwehrkanone) bezeichneten Typ vollkommen entspricht.
Ja, sie geben sich modern als Kumpel. Wie sollten sie heutzutage auch anders das Ohr ihrer noch jungen Gemeinden erreichen. Aber was für ein „Seelenheil" bringen sie denn da den Soldaten?

Mit „Engelszungen"

Sie wirken unter anderem im „lebenskundlichen" Unterricht, der auf militärischen Dienstvorschriften beruht und Bestandteil des Dienstplanes ist. Und am Mann sind sie auch bei den „Exerzitien-Kursen". Die finden vorwiegend in Klöstern statt, dauern mehrere Tage und werden als „Sonderurlaub" verbucht. Allein im Jahre 1970 fanden 630 solcher Rüstzeiten oder Exerzitien mit insgesamt 19 856 Soldaten statt. Eine kampfstarke Division befand sich also tagelang in ununterbrochener „seelsorgerischer" Mangel.
In der Bundeswehr gibt es heute genau 275 hauptamtliche und 123 nebenamtliche Militärseelsorger. Die Auswahl trifft das Ministerium auf der Bonner Hardthöhe zusammen mit den evangelischen Landeskirchen oder den katholischen Bistümern und Orden. Einer der Auserkorenen beschreibt das Auswahlverfahren mit den Worten: „Man wird durch den ganzen Apparat gedreht. MAD usw." MAD – das ist der Abwehrdienst.
Es wäre ja auch ein „höllisches Verhängnis", wenn einmal ein Pfarrer mit den Anschauungen des fortschrittlichen Studentenpfarrers Mochalski oder eines Martin Luther King in die Bundeswehr kommen würde. Denn was ein richtiger Militärgeistlicher ist, der muß immer „mit der Zunge am Feind sein". Sagt jener, der die Auskunft über die Rolle des MAD gab. Was er damit meint, und daß er kein schwarzes Schaf in den Augen der Militärkirche ist, erfahren wir in aller Breite aus einem Buch des westdeutschen katholischen Schriftstellers Dieter Bamberg: „Militärseelsorge in der Bundeswehr-Schule der Anpassung und des Unfriedens". Das von der Militärseelsorge vermittelte Geschichtsbild ist falsch und behaftet „mit einem Hang zum Faschismus", stellt Bamberg fest. Die Ansichten der Bundeswehrpriester reichen von der Anpassung an die derzeit bestehende bürgerlich-demokratische Herrschaftsform des Kapitalismus bis zur offenen Sympathie für die faschistische Diktatur.
Und in einem Zeitungsbeitrag schreibt Bamberg über den „lebenskundlichen Unterricht": „Wenn dann inhaltlich bei diesem ‚christlichen' Tun von ‚Dreckskommunisten' die Rede ist, der Krieg als Männerschulung verherrlicht und davon geredet wird, daß wir die Verpflichtung hätten, das kapitalistische Privateigentum an Produktionsmitteln mit der Waffe zu schützen, und weiter, daß Christus noch mehr von uns verlange als selbst Hitler verlangt habe – alle Zitate sind belegbar –, so wird jeder Militarist das herzlich begrüßen und die Kosten dafür in Höhe von 70 Millionen DM pro Jahr nicht bedauern." Bamberg hat in der Tat nicht übertrieben. Wen wundert es da noch, daß auf der Jahrestagung der evangelischen Militärgeistlichen in Bad Gandersheim Beifall aufklang, als „Solidarität" (!) mit den Killern von Son My verlangt wurde; eine Identifikation mit den US-Feldkaplanen, die als weisungsberechtigte Offiziere in die militärische Struktur eingebaut sind. Und im „Code of Conduct" (Verhaltenskodex) des US-Soldaten wird Gott ausdrücklich als Rechtfertigungsgrund für alles und jedes mit den Worten benutzt: „Ich werde meinem Gott und den Vereinigten Staaten vertrauen".

Die Spellmans und die NATO-Pflicht

Religiös behaftete Menschen wie der bereits zitierte Hans-Dieter Bamberg werten zum Beispiel die von den amerikanischen Militärgeistlichen in Vietnam zum „Erntedankfest" zelebrierten Feldmessen als „gotteslästerlich". Und als der berüchtigte New Yorker Kardinal Spellman zu Weihnachten in Südvietnam erklärte, die Aggression der USA solle bis zum „Sieg" weitergeführt werden, sah sich die Hamburger Wochenzeitschrift „Die Zeit" veranlaßt, des Kardinals Amtskollegen am Rhein als „Spellmans" zu bezeichnen...
In einem öffentlich gehaltenen Gebet der US-Marineinfanterie heißt es: „... und bete zu Gott, der Krieg möge andauern, damit die Mariners als Retter kommen können, und damit ich meinen verdammten Sold verdienen kann. Gott segne die Vereinigten Staaten, Gott segne die Schleifer, Gott segne das Marinekorps".*)
Ein weiteres Gebet:
„Laßt mich jagen, mein Gott, wo die Flammen schlagen, und kühle mich nicht... Nimm hin, o Gott, meine Freiheit, meinen Willen, mein Gedächtnis, meinen Verstand, alles, was ich bin und habe."
Das allerdings gehört nicht zum Verhaltenskodex des US-Soldaten, sondern des katholischen Bundeswehrangehörigen. Das katholische Gesang- und Gebetbuch für die Bundeswehr, dem dieser fromme Spruch entnommen ist, hat den Titel „Im heiligen Dienst" und verlangt: „Die Pflicht, die ich erfülle, ist mir von Gott auferlegt."
Angedeutet ist diese Pflicht auch im „Taschenbuch für katholische Soldaten". Die Staatsgrenze zwischen DDR und BRD erscheint auf einer darin abgedruckten Karte nicht als solche. Die einzigen von der Militärseelsorge anerkannten Grenzen sind die des „Deutschen Reiches" von 1937.

Gablers Prachtkerle

An einem Tag der NATO-Streitkräfte sprach ein US-Heerespriester zu Tausenden amerikanischen und Bundeswehrsoldaten in einem Gebet: „Herr, Gott der Heerscharen, wir bitten Dich, nimm die Streitmacht der NATO und alle, die darin dienen,

---

*) „Spiegel", Hamburg, Nr. 50/70

unter Deinen Schutz. Verteidige sie inmitten aller Gewaltanwendung zu Land, auf dem Wasser und in der Luft." Was Wunder, daß bei diesem offenen Herze auch der Faschist Franco gut wegkommt. In Traktätchen der evangelischen Militärseelsorge wird seine Diktatur gelobt, weil sie einen „schweren und zuletzt erfolgreichen Kampf gegen die rote Gefahr" geführt habe. Ob Militärgeneralvikar oder evangelischer Militärgeneraldekan, ob Oberpfarrer oder nur Militärpfarrer – das Feindbild wird auf vielfältige Weise zelebriert, und zwar in einer der Bundeswehrführung dienenden Weise. Hier gingen Kreuz und Eisernes Kreuz die Thron-Altar-Ehe ein, die den „miles Christianus", den Kreuzritter, züchtet.
Wen wundert deshalb auch die erste Rede des neuen evangelischen Militärbischofs Lehming: „Militärpfarrer müssen nach dem Auftrag des Alten Testaments in hohem Maße politisch tätig werden." Im gleichen Atemzug zog er gegen 25 namhafte Protestanten zu Felde, die die Verträge der Sowjetunion und Polens mit der BRD begrüßt hatten. Welche Politik kann der neue Militärbischof dann eigentlich nur gemeint haben?
Im Westen bei der Militärseelsorge wenig Neues also!
Man kann es schon verstehen, daß Oberstleutnant Karl Gabler von der Heeresunteroffiziersschule in Sonthofen in Springers „Welt" die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Militärpfarrern pries, die „viel mit der Stützung des militärischen Auftrags" zu tun hat. Gabler freut sich: „Wir haben prächtige Militärpfarrer, denen zuliebe – und auch unserem Auftrage dienend – wir weiterhin ein fruchtbares Miteinander pflegen werden." An dem „Miteinander" wollen wir nicht zweifeln. Zumal ja Bundeswehrminister Schmidt für die Militärseelsorge weit mehr Geld beschafft hat als seine „christlich-demokratischen" Vorgänger. Er hat auch die Leiter beider Militärseelsorge-Kirchenämter eingeladen, sich ständig an den Sitzungen des Beirates für „Innere Führung" zu beteiligen. Innere Führung – das ist die ideologische Ausrichtung der Bundeswehr. Eine noch schärfere und damit eine weitere Erhöhung der Aggressionsbereitschaft der Bundeswehrangehörigen ist erklärtes Programm der Herrn in Bonn. Die Militärseelsorger sollen dabei helfen. Sie sollen offenbar noch mehr tun, als sie in der Vergangenheit schon taten.

Der Superstar

Die Jugend in der „freien Welt"
ist keineswegs ganz blind,
denn Gott heißt dort noch immer Geld,
das weiß bald jedes Kind.

Die Jugend, die sich ihr Teil denkt,
wird zur Systemgefahr,
drum hat man sie oft abgelenkt
mit einem Superstar!

Mit Twiggi ist nichts mehr zu machen,
und Jürgens ist ein alter Hut,
bei Millowitsch kann man nicht lachen,
und Mannix ist auch nicht sehr gut!

Doch: Mit Jesus vergißt man die Klassen.
Wer Jesus hat, tut niemand weh.
Mit Jesus, da klingeln die Kassen.
Mit Jesus ist alles okay!
Mit Jesus ist alles okay!

Die Bosse in der „freien Welt",
die lenken das Komplott
und buchen als Bestechungsgeld
auf Werbekosten Gott.

Man hatte schließlich vieles schon,
doch nichts hat recht gestimmt.
Am besten macht sich Gottes Sohn
auf Superstar getrimmt!

Soraya ist lange vergessen,
und Birgel, der ist ja schon alt.
Auf Tarzan sind wenig versessen,
und Heintje läßt viele schon kalt.

Doch: Mit Jesus vergißt man die Klassen.
Wer Jesus hat, tut niemand weh.
Mit Jesus, da klingeln die Kassen.
Mit Jesus ist alles okay!
Mit Jesus ist alles okay!

Es geht nicht um das Christentum
in dieser „freien Welt".
Es geht auch nicht um Gottes Ruhm.
Es geht allein ums Geld!

Denn, wer das Geld hat, hat die Macht,
und ist die in Gefahr,
dann baut man eben über Nacht
den Jesus-Superstar!

Bei Kuli reizt Jugend die Gage,
sie findet Jacqueline bloß fatal,
Karl Schranz bringt sie nicht mehr in Rage,
und Barzel ist ihr ganz egal!

Doch: Mit Jesus vergißt man die Klassen.
Wer Jesus hat, tut niemand weh.
Mit Jesus, da klingeln die Kassen.
Mit Jesus ist alles okay!
Mit Jesus ist alles okay!

Heinz Lauckner



Siebentausend zum Siebenten

Es ist wieder so, wie schon seit sieben Jahren jeweils an einem Tag im Mai. Fahnen flattern im Wind, Militärkapellen musizieren, erwartungsfrohe Zuschauer füllen die Ränge, Soldaten, Sportler marschieren in die Arena – Sportfest der Waffenbrüderschaft zwischen dem Sportklub Wünsdorf und der ASG Strausberg. Doch Moment, alles war in den vergangenen Jahren nicht immer so wie heute zum „Siebenten". Das unfreundliche, „gemischte" Wetter, das diesmal das Sportfest begleitet, das gab's auch schon mal. Daß trotzdem etwa 7000 Zuschauer gekommen sind, das ist neu und ein echter Knüller. Es hat sich herumgesprochen in Strausberg und Umgebung – hier ist was los. Nicht bloß zum Zusehen, auch zum Mitmachen.

Schon Stunden vor der offiziellen Eröffnung, beinahe „vor dem Aufstehen", hat der erste Wettkampf begonnen. Die Aktiven sitzen still und geduldig auf einem Fleck und warten. Doch es geht auch bei ihnen um Sieg und Punkte. Ein Gramm und ein Stück (geangelter Fisch) ergibt jeweils einen Punkt. Schon um sechs sind sie auf den Straussee gerudert. Sie sitzen gemeinsam in einem Boot – im unmittelbarsten Sinne des Wortes. Jeweils ein Wünsdorfer und Strausberger Angler nämlich. An Land, im Anglerheim der ASG, tut sich inzwischen auch einiges. Die Familien der Wettkämpfer sind eingetroffen. Die Frauen machen am Kaffeetisch ihr Schwätzchen, halb russisch, halb deutsch; die Kinder toben im Garten herum, hier gibt es keine Verständigungsschwierigkeiten.

„Das gehört bei uns seit eh und je dazu", sagt mir Oberstleutnant Richter. „Wer die meisten und größten Fische aus dem See holt, ist doch im Grunde unwichtig. Daß wir uns persönlich näher kennenlernen, darauf kommt's uns vor allem an. Über die dienstlichen Kontakte hinaus, die die einzelnen Genossen von uns über ihre Fachverwaltungen mit den Freunden haben."

Und auch das ist schon Tradition: Oberst Daika und Oberstleutnant Bachmann betätigen sich als Fischköche. Ein zünftiges Fischsuppenessen wird den Angelwettkampf beschließen. Anschließend geht's ins Stadion, wo die Konkurrenten aus



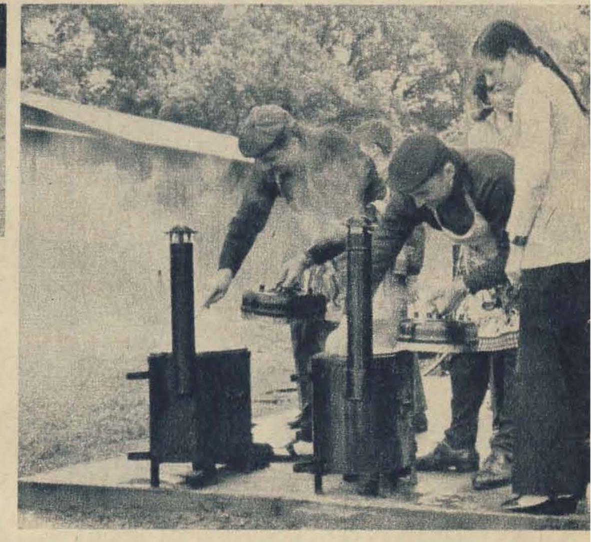








jedem Boot das Sportfest gemeinsam erleben werden.
Aber wir müssen schon früher los. Leider. Wir kommen gerade noch zurecht. Der Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung der DDR, Generaloberst Heinz Keßler, und der Chef des Stabes der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, Generalleutnant W. S. Jakuschin, haben das gemeinsame Sportfest eröffnet. Das war ihr offizielles Pflichtprogramm. Dann können auch sie sich der Kür zuwenden. Das heißt, sie mischen sich unter die Tausende und verleben



einen Sport- und Waffenbrüderschaftstag nach ihrem Geschmack, ganz ohne Protokoll sozusagen. Beim Bogenschießen sind sie noch interessierte aber passive Zuschauer, an den Volleyballplätzen kann man schon Fachkommentare hören, und an der Kegelbahn kommen die Generale nicht vorbei, ohne selbst zur Kugel zu greifen. Alle Neune fallen zwar nicht, so sehr sich auch vor allem der Stellvertreter des Ministers Generalleutnant Fleißner immer wieder bemüht, aber der Spaß am Mitmachen war ja auch das Wichtigste.

Apropos Bogenschießen. Gar nicht so einfach. Das stellen auch Jurij und Alexeij fest. Rosemarie Grzondziel, aktive Bogenschützin bei der BSG Bergmann Borsig, gibt sich alle Mühe, den beiden Sowjetsoldaten zu erklären, wie sie die ungewohnte „Waffe" handhaben müssen. Auch Stabsgefreiter Christian Hager und Gefreiter Conrad Helbig gehören zur deutsch-sowjetischen „Trainingsgruppe" Grzondziel. Sonst „trainieren" sie in einem anderen Metier, und bei der Eröffnung des Sportfestes haben die Fallschirmjäger auch bewiesen, daß sie ihr Fach verstehen: Sprung aus dem Hubschrauber, Rolle vorwärts, kriechen, feuern, aufspringen und stürmen, wieder hinwerfen, Hindernisse überwinden – der Platz wurde freigekämpft.

Mit den Tausenden haben auch Jurij und Alexej Beifall geklatscht. Beifall für ihre Schußleistungen mit Pfeil und Bogen können wir den Vieren allerdings noch nicht spenden, auf diesem Gebiet sind sie ja auch noch Anfänger. Aber vielleicht war ihr gemeinsames Trainingsprogramm auch der Anfang einer neuen Freundschaft.

Hauptakteure sind heute also die Soldaten und Offiziere aus Wünsdorf und Strausberg, ihre Familienangehörigen, die Kinder und Jugendlichen, die Zuschauer, die nicht passiv bleiben, sondern irgendwie selbst mitmachen. Im Volleyball, Tischtennis, Schießen und Schach gibt es Wettkämpfe zwischen der Sowjetarmee und der Nationalen Volksarmee, beim Bogen- und Luftgewehrschießen, beim Kegeln und Gewichtstemmen finden sich auch ganz inoffiziell „gemischte" Mannschaften und Trainingskollektive zusammen. Und für die Kinder gibt es mehr als genug Möglichkeiten, sich auszutoben: Rollerrennen, Sackhüpfen, Tauziehen, Stelzenlaufen, Stangeklettern und vieles andere.

Sportler, die sonst im Mittelpunkt stehen, bilden heute mal das Rahmenprogramm: Die „Vorwärts"-Oberliga-Fußballer und -Handballer spie-





















len gegen ihre Freunde vom Sowjetischen Armeesportklub Elstal. Was ihre herzlichen Kontakte und engen Verbindungen untereinander betrifft, möchte ich allerdings nicht von einer Randerscheinung sprechen. Da sind sie ohne Zweifel auch Mittelpunkt-Personen. Die Beziehungen Vorwärts – SASK sind weit älter als sieben Jahre. Wie oft die Fußballer gegeneinander gespielt haben, kann niemand genau sagen. Zwanzig Begegnungen sind es sicher schon. Immer wieder stehen neue Spieler in den Mannschaften, aber die Freundschaft bleibt dieselbe.
Auch für die Handballer sind die Spiele mit dem SASK Elstal schon eine gute Tradition. „Die Freunde spielen in der Bezirksliga Potsdam und dabei keine schlechte Rolle", erzählt mit ASK-Trainer Günter Böttcher. „In der Vorbereitungsperiode auf die Meisterschaftsspiele treffen wir uns fast regelmäßig. Das hilft uns und den Freunden auch."
Über Resultate habe ich bewußt nichts geschrieben. Wen interessiert heute noch, wer in den einzelnen Wettkämpfen siegte. Das war in dieser Atmosphäre außerdem wirklich zweitrangig. Das Sportfest endete, wie das Remis im Schach, mit Vorteilen für beide Seiten, für die gemeinsame Sache, die Waffenbrüderschaft. Auf Wiedersehen nächstes Jahr im Mai.

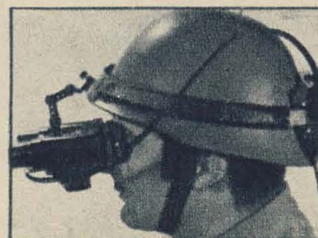
Oberstleutnant Günther Wirth

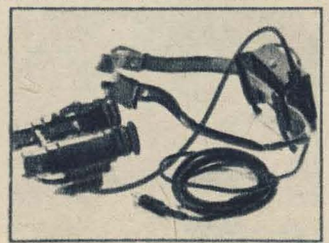


Treffen ohne Schuß – auch mit der Panzerbüchse
Neuerer der Nationalen Volksarmee entwickelten in kollektiver Zusammenarbeit ein Zusatzgerät für das mechanische bzw. optische Zielgerät, das auch die Ausbildung der Panzerbüchsenschützen ermöglicht. Die Überprüfung der Kenntnisse der RPG-Schützen (RPG = Panzerbüchse) ist mit Hilfe dieser Einrichtung ebenfalls möglich. So läßt sich z. B. kontrollieren, ob der Schütze den richtigen Vorhaltewert und den richtigen Haltepunkt gewählt hat. Das Zielergebnis – Treffer, Fehler, Trefferlage – kann sofort ausgewertet werden.

Kurs: Operationsgebiet
Neben kernkraftgetriebenen Unterwasserschiffen spielen die im Masseneinsatz stehenden diesel-elektrischen Kampf-U-Boote eine große Rolle in den modernen Seestreitkräften. Die sowjetische Seekriegsflotte setzt mehrere Typen dieser wendigen und vielseitig verwendbaren U-Boote ein. Offiziellen Angaben zufolge gibt es allein von der bekannten W-Klasse (siehe AR 12/71) acht Varianten. Das sind u. a. Torpedoträger, Jagd-U-Boote und Funkmeß-U-Boote. Die Jagd-U-Boote (unser Bild) sind mit speziellen Unterwasserortungsanlagen ausgerüstet.

Infrarot-Sichtgerät aus Jugoslawien



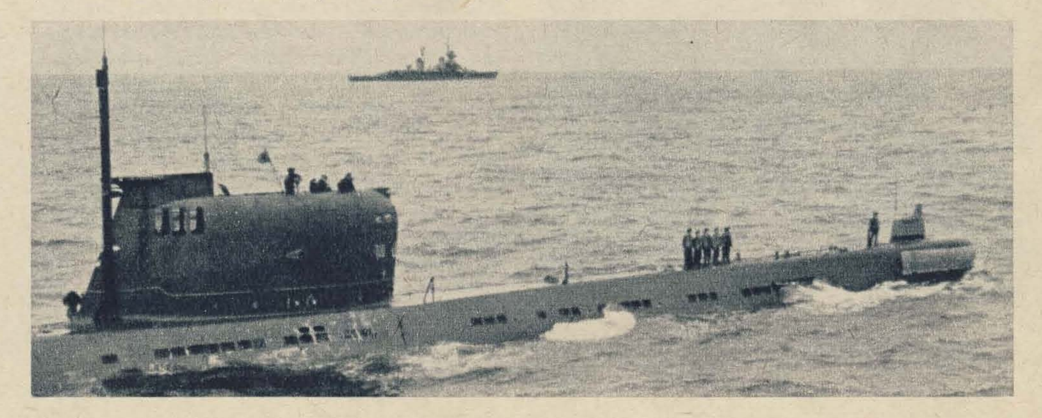


Die jugoslawische Firma ZRAK, Sarajewo, brachte ein Infrarot-Sichtgerät für Kraft- und Panzerfahrer heraus. Das ICUMV-M68 ist ein biokulares Gerät, das am Helm bzw. an der Kopfhaube befestigt wird. Auf glatten Straßen ist es für Nachtfahrten bis zu 40 km/h, im Gelände bis zu 25 km/h Geschwindigkeit einsatzbereit. Die Sichtentfernung beträgt 100 m, der Sichtwinkel 30°. Die Gesamtmasse, einschließlich Filter und Zubehör, liegt bei 7,9 kg.



Strategischer Lufttanker
Weitab vom Heimatflugplatz, hoch über den Wolken erhält ein Raketenträger der sowjetischen Seefliegerkräfte Treibstoff. Im vorgesehenen Planquadrat ist das Flugzeug vom Tanker erwartet worden. Hohes fliegerisches Können erfordert die Nachtankmethode von Flügel zu Flügel – ebenso wie die „Hintereinanderbetankung" (Tankstutzen im Bug).

Schützenwaffen-Raketen?
Wie verlautbart, wurden bei der Rüstungsfirma „Société Européenne de Populsion" verschiedene Arten von Schützenwaffenmunition mit Raketentreibsatz entwickelt. Es handelt sich um ein 13-mm-Raketengeschoß mit Feststofftreibsatz. Der Gasaustritt – durch vier schräg gestellte Düsen – verursacht einen Drall von 160000 U/min. Das Geschoß wird elektrisch abgefeuert; seine Vmax. beträgt 435 m/s. Als weitere Munition dieser Art wird ein 3-mm-Geschoß beschrieben, daß aus einer Spezialpistole zu Salven von 16 Schuß verschossen werden soll. Hier erfolgt die Abfeuerung elektrisch oder durch Perkussion.



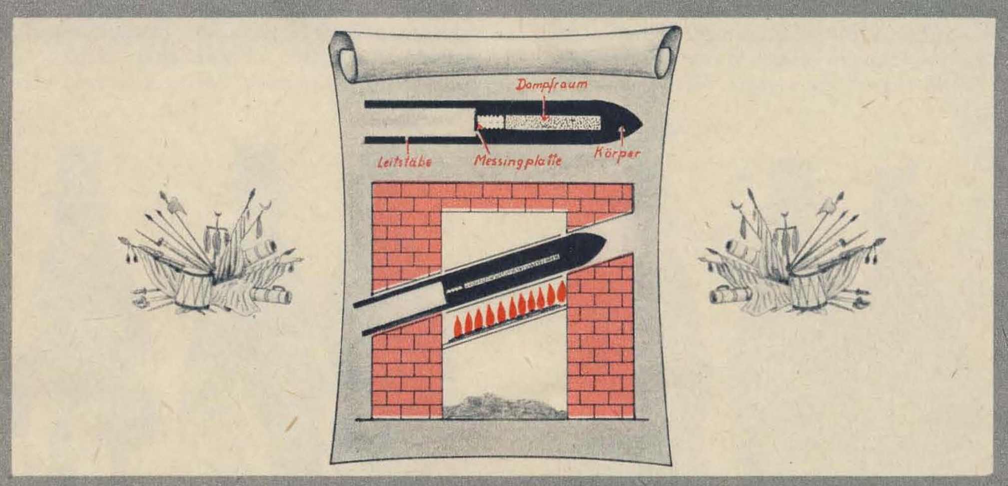
Die Dampfrakete

Obwohl die ungeheure Kraft, die dem Dampf innewohnt, bekannt war, konnte man sie jedoch wegen des niedrigen Standes der Produktivkräfte lange nicht nutzen. Erst mit der Herausbildung wissenschaftlicher, technischer und metallurgischer Erkenntnisse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (1769 erhielt James Watt das Patent für eine von ihm konstruierte Dampfmaschine) wurde es möglich, gesteuerte Verdampfungsprozesse in verschiedenen Bereichen der Wirtschaft anzuwenden. Mit diesem Zeitpunkt beginnen auch die Versuche, die Kraft des Dampfes dem Militärwesen nutzbar zu machen. Sehen wir von der Installation von Dampfmaschinen in militärischen Fahrzeugen ab – Projekte dazu reichten von Dampfwagen über dampfgetriebene Luftfahrzeuge bis hin zu den Dampfbooten und Schiffen – so bot sich überhitzter Dampf vor allem als Antriebsmittel für Geschosse an. Die Vorschläge zum Bau von Dampfkanonen sind daher fast Legion. 1745 soll in England eine „Dampfkanone" existiert haben, die in zwei Minuten 25 Schuß abgeben konnte. 1791 konstruierte der Engländer Hornblower eine Art Dampfrakete. 1805 war es James Watt, der Festungsgeschütze mit Dampfzündung empfahl und auch praktische Versuche damit anstellte. Kurz darauf (1814) ließ der französische General Girard mehrere Dampfschießmaschinen zur Verteidigung von Paris konstruieren – die dann vor Einzug der Preußen und Russen vernichtet wurden. Sie bestanden aus je sechs Gewehrläufen, die mit einem fahrbaren Dampfkessel verbunden waren. Über eine Ventilsteuerung wurden die Rohre nacheinander „abgefeuert" bzw. abgedampft. Diese „neumodischen" Orgelgeschütze darf man auch als legitime Vorläufer der späteren Mitrailleusen und als Ahnen des Maschinengewehrs ansehen. Sie sollen 180 (!) Projektile in der Minute verschossen haben.

Nachweisbar erste Versuche mit einer passablen Dampfrakete machte der Amerikaner Perkins. 1824 trat er mit seiner Erfindung an die Öffentlichkeit (siehe Zeichnung). Die Rakete bestand aus einem schmiedeeisernen Körper mit Spitze, zwei parallelen Leitstäben und einem durch eine dünne Messingplatte verschließbaren Bodenstück. Gestartet wurde sie so: Der Raketenkörper wurde mit Wasser gefüllt und in das Startrohr geschoben. Unter diesem Rohr brannte in einer Art Startofen ein Feuer, das den Raketenkörper und damit das Wasser so lange erhitzte, bis der Messingverschluß platzte und der stark überhitzte Dampf schlagartig durch die so entstehende Öffnung entwich. Nach dem Rückstoßprinzip wurde der Raketenkörper aus dem Rohr getrieben. Perkins Rakete hatte jedoch drei entscheidende Nachteile, die eine militärische Verwendung ausschlossen: Die Schußentfernung war zu gering, der Zeitpunkt des Schusses konnte nicht genau angegeben werden, und schließlich konnte die Rakete keine Pulverladung tragen, da sie noch während der Erhitzung im Ofen explodiert wäre.

Interessanterweise hat sich bei einem speziellen Geschoß bis zur Gegenwart hin ein modifizierter Dampfantrieb erhalten: Noch im zweiten Weltkrieg und danach wurden in den Seestreitkräften verschiedener Länder Dampf-Gas-Torpedos eingesetzt.

K. Krumsieg



Soldaten schreiben für Soldaten



Unterschrift ist Unterschrift

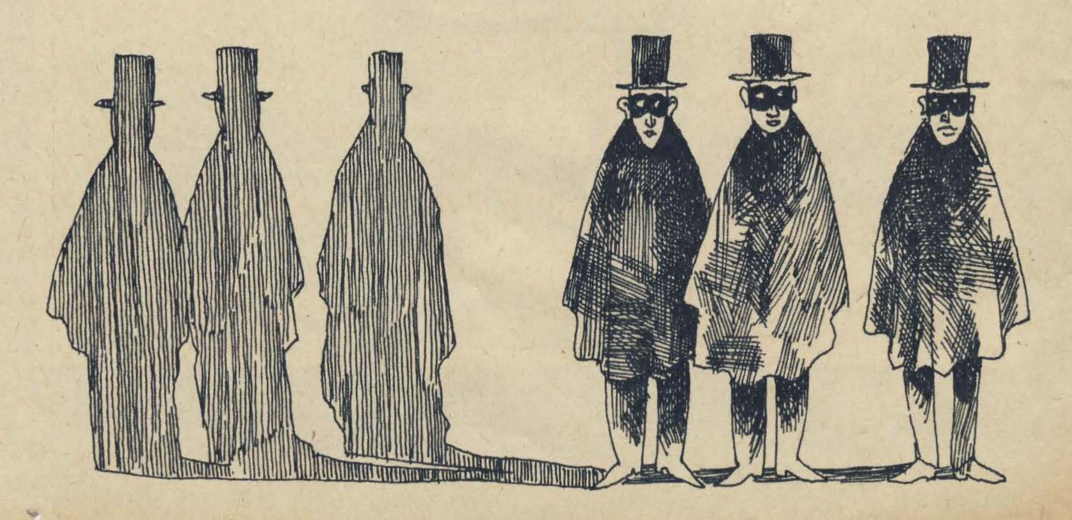
Leutnant Bahne war ein vorbildlicher und korrekter Offizier. Als Zugführer verstand er es, sich schnell das Vertrauen aller Soldaten zu erwerben. Streng und unnachgiebig forderte er von allen Disziplin und Ordnung. In der Freizeit und auch gelegentlich im Dienst war er zu allerlei Späßen aufgelegt. Im Kollektiv der Offiziere des Bataillons hatte er sich bald eingelebt und war auch unter den Zugführern beliebt. Aber Leutnant Bahne hatte einen Fehler. Mit seiner Unterschrift ging er leichtfertig um. Wenn ihm etwas zur Bestätigung vorgelegt wurde, unterschrieb er es bedenkenlos, ohne es genau gelesen und geprüft zu haben. Plankonspekte, Zeitpläne und Urlaubsgesuche wurden eilig mit seiner Unterschrift verziert. Obwohl er sich für diese Nachlässigkeit bereits mehrmals verantworten mußte, änderte sich nichts.
Die Zugführer berieten deshalb, wie man ihm einen Denkzettel verpassen könne. Schon nach einigen Tagen befand sich unter den Plankonspekten der Gruppenführer ein Schreiben von Oltn. Brinkmann, das er wieder unterschrieb, ohne es gelesen zu haben. Am Sonnabend darauf, als er gegen Mittag von der Ausbildung aus dem Gelände zurückkam, stand auf seinem Arbeitstisch sauber eingerahmt das Schreiben von Brinkmann. Bei der letzten Arbeitsbesprechung wurde ich, Ltn. Bahne, von Oltn. Brinkmann, durch eine Kritik schwer beleidigt.
Ich verlange Genugtuung und fordere Sie zu einem Duell mit Pistolen heraus.
Als Sekundanten an diesem Duell bestätige ich:

Oberleutnant Fischbach
Leutnant Schulze

Ort des Duells: Hiesiger Schießstand im Keller des Objekts. Pünktliches Erscheinen ist Pflicht.

Unterschrift
Bahne, Ltn.

Ltn. Bahne las das Schreiben, legte es hin, las es erneut und dann nochmals und sprach zu sich selbst:
„Das geschieht dir recht, warum bist du so nachlässig."
Lächelnd nahm er das Schreiben, faltete es zusammen und steckte es in ein Buch.
„So eine Gesellschaft, da habt ihr mich ganz schön reingelegt. Wo werdet ihr jetzt stecken und euch über mich lustig machen?"
Schnell wollte er ins andere Zugführerzimmer, aber die Tür war verschlossen.
„Genosse UvD, wo sind die Zugführer?"
„Die sind 'runter in den Schießkeller gegangen, Genosse Leutnant."
„So, so." Leutnant Bahne wandte sich ab und kehrte in sein Zimmer zurück.
Mensch, da hat der Kompaniechef doch noch das Trainingsschießen der ersten Schulübung mit Pistole angesetzt. Bahne band sein Koppel um, nahm den Stahlhelm vom Schrank und ging in den Schießkeller.
Wie erschrak er, als er die Tür zum Schießkeller öffnete:
Vor ihm stand ein Tisch, der mit einem schwarzen Tuch bedeckt war. Darauf befand sich ein Duellkasten mit zwei alten, blankgeputzten Duellpistolen. Mehrere Kerzen ver-



breiteten ein spärlich flackerndes Licht. Im Hintergrund erkannte er drei Gestalten in schwarzen Anzügen, Zylinder auf dem Kopf und Masken vor den Augen. Zwei dunkle Höhlen eines Totenkopfes bohrten sich mit eisigem Blick in seinen Körper.
Erstarrt und mit bleichem Gesicht stand er dieser Situation gegenüber.
Dabei erinnerte er sich des Schreibens, und nach und nach kam wieder Bewegung in seinen Körper.
Noch bevor er etwas sagen konnte, brachen alle drei in ein herzhaftes Lachen aus. Auch die anderen Zugführer des Bataillons, die im dunklen Hintergrund diesen Spaß miterlebt hatten.

Hptm. Albert Schröder

Abschiedsstimmung

Im Gedränge nach Sitzplätzen
stöhnt der Zug,
spottet die Bahnhofsuhr,
nehmen wir Abschied vom Urlaub.
Ein letzter Kuß,
dann trennt sich unser Weg.
Gemeinsam
schaffen wir ein festes Fundament
unserer Liebe.

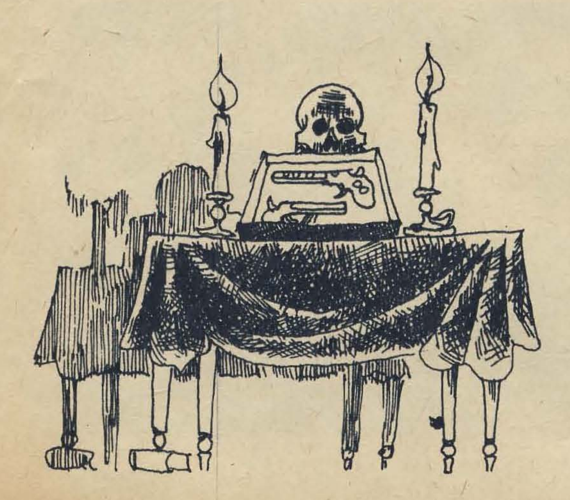
Uffz. d. R. Joachim Rutsch

Die exhumierte Kalaschnikow

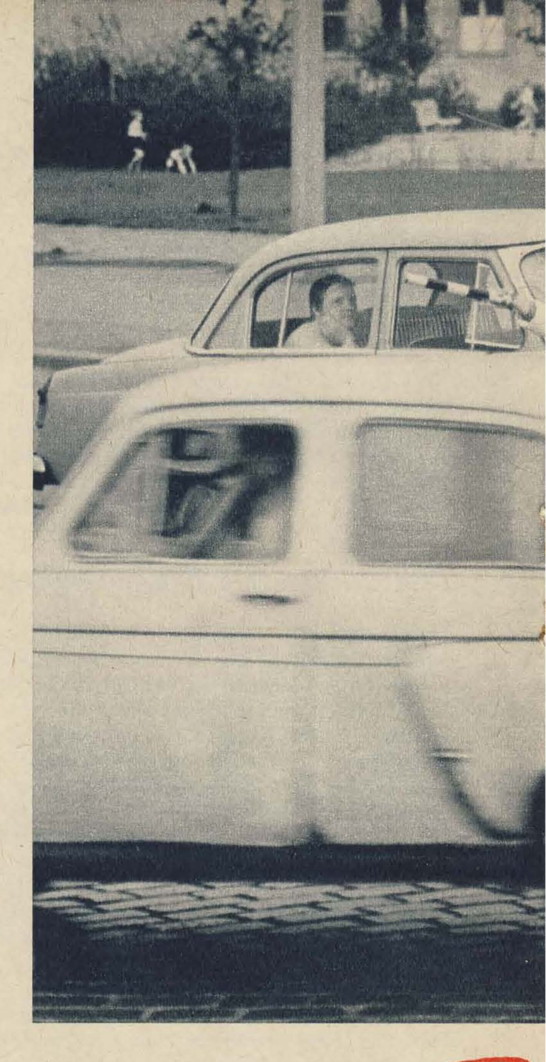


Unsere erste Schützenmulde! Der weiche, pappige Schnee auf dem Übungsgelände ließ nichts von den Tücken des darunterliegenden Bodens ahnen. Klatschnasser Lehm, der am Spaten in dicken Klumpen kleben blieb und seinen Stiel glitschig-glatt machte, Wurzeln jeder Größe, die allen Zerreißproben erfolgreich trotzten, und obendrein Steine, Steine, Steine... Wir kochten in unseren Klamotten, und wir kochten vor Wut auf diesen Acker. Immerhin waren wir ja gerade zwei Wochen dabei, und mancher hatte vorher als gröbstes Werkzeug bestenfalls einen Kugelschreiber in der Hand gehabt. Aber nichtsdestotrotz schufteten wir verbissen ohne aufzublicken, allen voran der Soldat Berger, Hans Berger. Ihm, von jeden vormilitärischen Kenntnissen unbeleckt, war alles hier schwerer gefallen als den anderen. Dazu kam noch, daß er ein ausgesprochener Pechvogel war, dem sogar Sachen schiefgingen, die eigentlich gar nicht schiefgehen konnten. Heute aber wollte er zeigen, was in ihm steckte. Er wühlte in dem zähen Erdreich, daß die Klumpen nur so flogen und hatte tatsächlich als erster eine Mulde ausgehoben, die ihm trotz seiner nicht gerade geringen Körpermaße genug Platz bot und strengsten Kontrollen standhielt. Hans ließ sich jedenfalls erschöpft hineinplumpsen und harrte geduldig aus, bis das erlösende „Alles auf! Waffen aufnehmen!“ kam. Aufstehen – das konnte er ohne weiteres. Aber die Waffe war weg. Hatten die Nachbarbuddler sich einen bösen Scherz erlaubt? Die jedoch dementierten umgehend. „Aber die kann doch nicht vom Erdboden verschluckt...?“ Eine finstere Ahnung verdüsterte das Gesicht unseres Kämpfers. Hastig zottelte er nochmal den Spaten heraus und begann in dem rund um die Grube aufgeworfenen Boden zu wühlen. Dort stieß er bald auf einen Gegenstand, der aussah wie eine aus Lehm geformte MPi. Einzig sein metallischer Klang verriet, daß es sich bei dem exhumierten Stück um seine Waffe handelte, die er in seinem Eifer zugeschippt hatte. An diesem Abend saß der Soldat Berger noch sehr, sehr lange beim Waffenreinigen und lernte seine Kalaschnikow dabei gründlich kennen. Er schwor dabei sämtliche Eide, fortan im allgemeinen und auf seine Waffe im besonderen gründlich aufzupassen. Seitdem war es zu seinem und unserem Erstaunen auch mit dem, was er immer Pechsträhne nannte, vorbei.

Gefr. d. R. Holger Reischock



Illustrationen: Horst Bartsch



Weiße Maus mit schwarzem Schopf
ordnet, wacht und zieht die Drähte.
Tatenlos vom Jackenknopf
baumelt noch die Trillerflöte.

Aber plötzlich gibt sie Laut,
wachgeküßt von zarter Schnute.
Ein Soldat kriegt Gänsehaut
und bremst jäh die Trampelstute.

„Bitte kommen sie mal her!"
Sonja legt die Stirn in Falten.
„Vom Verhalten im Verkehr
scheinen sie nicht viel zu halten!"

Sie ist eisern wie Jeanne d'Arc.
Er versucht, ihr Herz zu rühren.
Aber Sonja will drei Mark
und nicht mit ihm diskutieren.

Gebührenpflichtige U









mgarnung

Habe leider kein Geld hier.
Doch ich könnte es begleichen
heute nachmittag um vier
im Lokal „Zu den drei Eichen".

Diese Masche ist zwar alt
und gesetzlich gar nicht üblich,
aber bliebe Sonja kalt,
wär der Ausgang sehr betrüblich.



Ausnahmsweise sagt sie zu.
Er steigt auf und trollt sich heiter,
freut sich auf das Rendezvous.
Sonja winkt und regelt weiter.

Viel zu langsam schleicht die Zeit.
Sonja rügt noch manche Sünde.
Aber dann ist es so weit
und die Jacke kommt ins Spinde.



Draußen wartet vor der Tür,
sie mit Blumen zu ergötzen,
schon der Stahlroßkavalier.
Sonja hat nichts auszusetzen.



Auch das Fahrrad ist in Schuß.
Der Soldat kann's stolz bekunden.
Und so gibt es denn zum Schluß:
Grünes Licht für frohe Stunden.

Was sie reden, weiß man nicht.
Offenbar machts ihm Behagen.
– Sicher kriegt er Unterricht
in Verkehrserziehungsfragen!

H. Krause



DOSWIDANIJA



GRISCHA

Oberstleutnant
Erhard Dix



Major Heuberger steht fluchend auf der dunklen Landstraße mitten im Manövergebiet von „Oktobersturm". Es regnet leise. Der Lichtschein der Handlampe, mit der sein Kraftfahrer hantiert, wirft zitternde Reflexe auf die Oberfläche der Wasserlachen, die sich auf dem Asphalt zu bilden beginnen. Der Wind, der über die Felder weht, zerstäubt die Regentropfen, daß sie wie Schleier vor den abgeblendeten Scheinwerfern des P 3 tanzen. „Was ist nun, Genosse Köhler. . . ?"
Der Major betont den Namen seines Kraftfahrers, um seiner Frage Nachdruck zu verleihen. Er ist ungeduldig. Im Bataillonsstab warten seine Kompaniechefs auf ihn.
Der Fahrer taucht aus dem Motorraum des Wagens auf, leuchtet mit der Bordlampe auf die Uhr an seinem Handgelenk, sagt eine Weile nichts, sieht nur seinen Kommandeur unglücklich an.
„Es muß am Vergaser liegen, Genosse Major. Allein kriege ich das nicht hin – schon gar nicht mit der Funzel. . ."
Er hängt die Lampe an den Haken im Motorraum wischt sich die Hände mit einem Putzlappen ab.
„Bis nach Kirchhain sind es knapp sieben Kilometer", sagt der Major.
„Ich gehe vor und rufe von der ‚Linde' aus die sechste Kompanie an, die hat den kürzesten Weg hierher. Sie bleiben am Fahrzeug. Klemmen Sie sich die Stunde auf den Rücksitz – aber nicht einpennen. Um drei müssen wir wieder 'raus, an die Grenze. Alles klar, Genosse Gefreiter. . . ?"
„Alles klar, Genosse Major!"
„Was sind schon sieben Kilometer", denkt Major Heuberger, als er, ohne auf Regen und Pfützen zu achten, dem Dorf entgegenstrebt. Lächerliche sieben Kilometer. Man müßte mal versuchen auszurechnen, wieviel Kilometer man in gut fünfzehn Jahren an der Grenze entlang marschiert ist. . . siebentausend oder siebzehntausend . . . ?
Und meist gab es keine Asphaltstraße, dafür steile Anstiege, Baumwurzeln, Äste, die das Gesicht peitschten, Schlamm und Dreck. . .
Da standen nach zwanzig Kilometern an der Grenze der Erfolg oder die Niederlage, da wurde der Gegner gestellt – oder er entkam, schlug dir ein Schnippchen, und du hast vor Wut fast geheult. . .
Da warst du mit Genossen unterwegs, auf die du dich felsenfest verlassen konntest, und da bist du mit Männern draußen gewesen, die haben dich maßlos enttäuscht. . .

Da hast du dir Medaillen verdient und Bestrafungen eingehandelt. Nicht immer lag das nur an dir. Und jeder Situation hast du das Beste abgewonnen – wenn du nur dazu gelernt hast...
Heuberger spürt plötzlich nichts mehr vom Regen und vom kälter gewordenen Wind. Ihm wird bewußt wie schon lange nicht mehr, daß er seinen Dienst, seine Arbeit an der Grenze liebt, daß er nirgends anders sein möchte, daß da viel ist, was er nicht missen kann. Er spürt, wie ihm, als er in ein Schlagloch tritt, das Wasser in den Stiefel dringt. Es stört ihn nicht. Ihm fällt plötzlich ein Gespräch ein, das er vor Monaten mit einer Reporterin von der Bezirkszeitung hatte. Sie wollte über den Grenzdienst schreiben. Jung war sie, hübsch und intelligent. Sie hatte ihm am Ende des Gesprächs eine Frage gestellt, nachdenklich, gar nicht provokativ: „Sie sind jetzt fünfzehn Jahre an dieser Grenze: Zugführer, Kompaniechef, jetzt Kommandeur eines Grenzbataillons – was ist die Romantik des Grenzdienstes? Können Sie das definieren...?" Damals hatte er gelächelt, die Reporterin ein wenig erstaunt angesehen. Er wußte auf die Frage zunächst keine Antwort. Zum Fenster war er gegangen, hatte die Vorhänge zur Seite geschoben und auf die verschneiten Fichten gewiesen: „Schön, nicht...?"
Er war dann vom Fenster zurückgetreten, hatte sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt und offen eingestanden:
„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht". Sie hatte gelächelt, nicht spöttisch, nein, abwartend. Und er hatte sich an eine Antwort herangetastet: „Entweder es ist hundekalt und man friert acht Stunden lang, daß man kaum das Schloß der MPi zurückziehen kann – wenn es erforderlich wird –, oder es ist heiß, man schwitzt acht Stunden lang, und die Mücken fressen einen schier auf... Dazwischen gibt es bessere Tage, an denen es sich gut Dienst tun läßt – aber Romantik? Die geht flöten, wenn man geglaubt hat, endlich einmal sieben Stunden schlafen zu können und einen nach zwei oder drei Stunden ein Grenzalarm aus dem Bett wirft. Da flucht man, aber man tut alles, daß keiner durchkommt...
Freilich sieht man auch mal ein Rudel Rehe auf einer Wiese am Grenzwald. Oder einen Sonnenaufgang, der ist so, daß man sich sagt, daß es doch eine schöne Welt ist, auf der man lebt.
Ein blühender Brombeerstrauch ist da, und später reife Beeren. Der erste Rauhreif dann auf den Tannen – ja, das alles gibt es, das sieht man, das macht einen froh im Augenblick – aber Romantik, ich weiß nicht, Genossin..."
Die Reporterin hatte daraufhin ihr Notizbuch zugeklappt, noch stärker gelächelt und gesagt: „Na, das wär's ja dann wohl." Sie war gegangen.
Dann war ihr Artikel erschienen. In der Bezirkszeitung. Sein Name, und seine Meinung über den Grenzdienst, besonders die zur Romantik. Der Regimentskommandeur hatte gemeint: „Das hätte ich bei Ihnen gar nicht vermutet, Genosse Heuberger, nicht schlecht..." Er war sich lange nicht so recht darüber klar geworden, wie der Regimentskommandeur diese Worte gemeint hatte.
Jetzt auf dem Weg durch den Regen berührte ihn die Frage wieder und seine Antwort, und er begriff die Frage besser und wußte bessere Antworten, z. B. daß ihm dieser Weg durch Nacht und Regen nicht lästig war, nicht überflüssig vorkam, daß die fünfzehn Jahre Grenzdienst ihm das Wichtigste schienen, was er im Leben geleistet hatte. Sicher, man konnte ruhiger und beschaulicher leben. Nicht jeder Bürger bei uns muß stündlich damit rechnen, neue Entscheidungen fällen zu müssen, nicht für jeden hängt in jedem Augenblick vom persönlichen Handeln die Sicherheit von Millionen ab. Viele sitzen jetzt, in dieser Minute vor dem Fernsehapparat, machen Feierabend, sind mit Freunden zusammen...
Am flachen Hang des Chausseegrabens, gute hundert Meter in Richtung K., sah Heuberger einen schwachen Feuerschein. Bald konnte er ausmachen, daß dort ein Feuerchen mehr schlecht als recht vor sich hin qualmte. Um das Feuer waren Gestalten, die kamen und gingen. Nun wehte dem Major der scharfe Duft von Machorkazigaretten entgegen – die Freunde. Auf dem Sommerweg, jenseits des Straßengrabens, stand eine Kolonne Achtradschützenpanzerwagen, das Spitzenfahrzeug in der Richtung, aus der er kam.
„Das könnte die Aufklärungsspitze der blauen Manövertruppen sein", dachte Heuberger. Er legte einen Schritt zu, denn ihm war der Gedanke gekommen: „Wo du Freunde triffst, da triffst du vielleicht auch Helfer."
Im nächsten Moment trat ihm ein Sowjetsoldat mit der MPi im Anschlag entgegen: „Stoij! Nje dalsche!"
Heuberger blieb stehen, legte die Hand an die Kapuze des Regenumhangs, schob sie dann doch zurück, um den Mützenschirm zu erreichen, wie es sich gehörte.
„Major Heuberger... Kommandier Pogrannitschik... ponjemai? Kommandier, wo?" Und dann, noch nach einem Sprachbrocken suchend,

fügte er hinzu: „Wasche".
Der Posten reagierte nicht, wiederholte nur noch einmal: „Nje dalsche."
Dann drehte er sich herüber, zu den anderen, die um das Feuer standen. Er rief ein paar Worte. Heuberger erriet mehr, als er verstand, daß der Posten den Tawarisch Potpolkownik zur Straße bat, weil hier ein Offizier der Njemetzki Narodnia Armija aufgetaucht sei... Dann war der Offizier – ein Oberstleutnant, wie Heuberger den Worten des Postens entnommen hatte – bei ihm. Die Dunkelheit und die Panzerkappe auf dem Kopf des sowjetischen Genossen ließen ihn die Gesichtszüge des Mannes nicht erkennen. Der Major stellte sich vor: „Major Heuberger!"
Von seinem Gegenüber kam keine Antwort. In recht gutem Deutsch (die Stimme kam Heuberger seltsam vertraut vor) sagte der Oberstleutnant: „Kommen Sie nach Wagen, dort besser Licht".
Es waren nur ein paar Schritte bis zum Spitzen-SPW. Der Oberstleutnant gab einen Befehl. Ein Suchscheinwerfer wurde eingeschaltet und nach unten gedreht. In seinem Lichtschein erkannte Heuberger Grischa. Grischa blickte Heuberger prüfend in das Gesicht. „Martin Heuberger?" fragte er dann. Und noch einmal „Martin...?"
Dann lagen sie sich in den Armen, klopften sich auf die Schultern, begannen wie zwei Bären auf der Straße zu tanzen, daß der Schmutz spritzte.
„So ein Zufall... nein, so ein Zufall...", brachte Heuberger ganz außer Atem hervor, „hier müssen wir uns treffen, Mensch, Grischa..."
Als Grischa zu Wort kam, stellte er die unnatürlichste Frage auf der Welt: „Aber was machst du, Martin, auf der Straße läufst du allein, im Regen? Wohin...?"
In drei, vier Sätzen hatte Martin die Frage seines Freundes beantwortet. Und in drei Minuten war klar, daß Grischa helfen würde. „Ich schicke GAS zu deinem Auto. Können wir reparieren – gut. Wenn nicht, schleppen wir Auto bis zum Dorf, sind gerade zwei Kilometer. Wir werden vielleicht zwanzig Minuten Zeit haben, zu feiern unser Wiedersehen nach zehn Jahren..." Grischa faßte Martin um die Schulter und zog ihn hinüber zum Feuer. Dann sagte er noch: „Aber Wodka ist leider keiner."
Sie hatten sich vor zehn Jahren getrennt. Damals, im späten Herbst 1955, waren die sowjetischen Grenzkommandanturen aufgelöst worden, weil die Deutsche Grenzpolizei, entsprechend des Staatsvertrages UdSSR–DDR, die Grenzsicherung allein in ihre Hände nahm. Die Grenzkompanie (damals hieß sie noch Grenzkommando) lag im gleichen Ort wie die sowjetische Kommandantur. Oft waren sich Martin und Grischa beim Grenzdienst begegnet, hatten zusammen eine CASINO oder eine Machorkazigarette geraucht, sich mit einem Schluck heißem Tee ausgeholfen, ihre Beobachtungen ausgetauscht und die neuesten Witze aus dem Russischen ins Deutsche und umgekehrt zu übersetzen versucht. Grischa sprach einigermaßen deutsch, Martin miserabel russisch. Aber sie hatten sich glänzend verstanden. Und dann war jene Nacht gekommen, in der beide eine harte Bewährungsprobe zu bestehen hatten. Das war im Sommer 1953 gewesen. Der faschistische Putsch vom 17. Juni war gemeinsam mit den sowjetischen Genossen niedergeschlagen worden. In ihrem Grenzdorf war es relativ ruhig gewesen, nur einige verhetzte Jugendliche hatten versucht, einen Schlagbaum an der Grenze zu zersägen und Warnschilder mit schwarzer Farbe zu beschmieren. Damit waren die Grenzer, die sowjetischen und die deutschen, schnell fertig geworden. An einem der letzten Junitage war Martin Heuberger – damals Feldwebel und als Gruppenführer eingesetzt – gegen 22.00 Uhr auf Grenzstreife gegangen. Mit ihm war der lange Mirtschink, ein Landarbeiter aus dem Mecklenburgischen. An der Gabelung des „Schwarzen Weges", etwa zweitausend Meter von der Grenze entfernt, hatten sie für eine knappe Stunde Stellung bezogen. Nach einer Viertelstunde hatte sich Grischa an der Weggabel eingefunden. Er kam mit seinem Krad, einer „Molotow", im Seitenwagen seinen Posten, einen jungen Sergeanten. Grischa hatte sich nur ein paar Minuten aufgehalten. „Alles ruhig, Martin, aber nicht schlafen", hatte er mit der Autorität seiner erst vor wenigen Wochen empfangenen Leutnantsschulterstücke gesagt, hatte Gas gegeben und war den Pfad, der vom Schwarzen Weg abzweigte, in Richtung Grenze davongefahren. Der lange Mirtschink hatte gerade die Postenstullen ausgepackt, und sie wollten zu essen beginnen, als eine Gruppe Männer aus dem Unterholz kommend über den Schwarzen Weg sprang. „Halt! Stehenbleiben – Deutsche Grenzpolizei!" hatte Martin gebrüllt, seine MPi 41 entsichert und einen kurzen Feuerstoß in die Luft gejagt. Mirtschink war – er kaute dabei mit vollen Backen – ein paar Meter zum Schwarzen Weg herübergeglitten, die MPi schon im Anschlag. Als drei der Männer – alle sechs hatten sich bei der Garbe aus Martins MPi zu Boden geworfen – wieder aufsprangen und versuchten, weiter in Richtung Staatsgrenze zu kommen, hatte Mirtschink geschossen. Seine Garbe lag gut. In

Höhe der Beine der Flüchtenden rasierte sie Äste aus dem Unterholz und ließ den steinigen Waldboden aufspritzen . . . Martin rief Mirtschink zu: „Nimm dir die drei vor, ich kümmere mich um die anderen . . . !"
Doch gleich darauf begann Martin wütend zu fluchen. Er hatte einen schweren Fehler gemacht. Während er sich auf Mirtschinks Handeln konzentrierte, waren die anderen drei Banditen aus ihrer Deckung weggerobbt, und Martin sah ihre Schatten zwischen den Stämmen des Hochwaldes verschwinden – in Richtung Hinterland. Das war eine verteufelte Situation – Mirtschink konnte er mit den drei Festgenommenen nicht allein lassen, die Banditen auf die Verfolgung mitnehmen, ging noch weniger . . . verdammt, verdammt! In diesem Augenblick kam Grischa angebraust. Die Schüsse aus den MPis der Grenzer hatten ihn zurückgetrieben.
„Was ist los, Martin, warum schießen?"
Sie brauchten keine Minute, um sich zu verständigen. Wieder gab Grischa Gas. Die schwere Seitenwagenmaschine donnerte los, aus dem Scheinwerfer, vor dem eine Tarnkappe mit einem schmalen Schlitz für den Lichtaustritt gezogen war, fiel nur ein schwacher gelblicher Streifen auf den Waldweg.
Martin hatte inzwischen die Festgenommenen gemeinsam mit Mirtschink durchsucht; zwei Hirschfänger und eine scharf geschliffene Axt lagen am Boden. Zum Grenzmeldenetz konnte Martin nicht, weil es nach vorn, in Richtung Grenze lag. Also mußte er entscheiden.
„Komm, Mirtschink, wir bringen die Banditen zum Kommando, eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Vorn sind noch zwei Streifen, den Abschnitt entblößen wir also nicht."
Er hatte nur geflüstert, damit die Männer, die vor ihnen standen, die Arme im Genick verschränkt, nichts mitbekamen. Sie gingen quer durch den Wald, um den Weg zum Kommando abzuschneiden und Zeit einzusparen. Auf Höhe der Waldarbeiterhütte sah Martin, als er nach rechts blickte, einen schwachen Lichtschein, dicht über dem Waldboden.
„Halt!", rief er den festgenommenen Männern zu. Mirtschink, der drei Meter rechts vor ihm neben den Banditen herging, unterstützte Martins Kommando mit der entsprechenden Bewegung seiner MPi.
„Was ist da drüben los?", fragte er gedämpft, „was ist das für ein Lichtschein?"
„Wo?", fragte Mirtschink, blickte dann in die Richtung, in die Martin wies.
„Man müßte nachsehen, Martin", sagte er dann.
„Los!", rief Martin, „vorwärts! Sie folgten dem Gefreiten." Nach zweihundert Schritten konnte Martin ausmachen, was geschehen war. Die drei Flüchtenden hatten die „Molotow" in ihrem Rücken bemerkt und aus einem der Holzstapel, die rings um die Waldarbeiterhütte standen, ein paar Stämme auf den Pfad geworfen. Grischa hatte dieses Hindernis nicht rechtzeitig erkannt, war in die Stämme hineingefahren und schwer gestürzt.
„Hinlegen!" brüllte Martin die Banditen an, „keiner rührt sich, oder es knallt!"
Er war in einer fürchterlichen Stimmung. Noch hatte er nicht ausmachen können, wo Grischa und der Sergeant lagen.
„Halt ihnen die MPi ins Kreuz, Mirtschink", sagte er, „und wenn sich einer muckt, schieße!"
Martin lief hinüber auf den Pfad. Die „Molotow" lag auf der Seite, den Beiwagen nach oben. Grischa lag zwei Meter von der Maschine entfernt zwischen zwei Baumwurzeln. Er war ohnmächtig. Aus einer breiten Platzwunde am Kopf



sickerte dunkelrotes Blut. Er stöhnte leise. Direkt neben dem Seitenwagen lag der Sergeant. Als ihn Grischa auf den Rücken drehte, öffnete er die Augen. Er murmelte ein paar russische Worte, die Martin nicht verstand. Nur begriff er, daß der Sergeant von seinem Leutnant sprach.
„Schon gut . . . schon gut . . .", sagte Martin. Er nahm die Rücklehne aus dem Seitenwagen und bettete den Kopf des Verletzten darauf. Doch der Sergeant stand plötzlich auf den Beinen. Tastete seinen Körper ab, schüttelte mit dem Kopf, stieß einen Fluch aus und ging mit taumelnden Schritten zu seinem Leutnant hinüber.
Martin betrachtete sich die Maschine. Das Licht des Scheinwerfers brannte noch immer. Aber sonst? Ein Schrotthaufen. Was durfte ihn jetzt die „Molotow" kümmern – er mußte sofort etwas für Grischa tun.
„Mirtschink! Laß die Kerle eine Trage bauen, gib deine Zeltbahn! Sie sollen ihn schleppen bis ins Dorf."
Der Sergeant legte ihm die Hand auf die Schulter

und redete auf ihn ein. Martin verstand nicht alles, aber er erriet, daß der Junge gesagt hatte: „Mach nicht so einen Krach, du bist hier an der Grenze. . ."

Mirtschink und der Sergeant beaufsichtigten die Festgenommenen, die aus Stangen und einer Zeltbahn eine Trage bastelten. Inzwischen wischte Martin seinem Freund mit dem Mull aus einem Verbandspäckchen das Blut von der Stirn. Er verband die Wunde, redete dabei auf Grischa ein, der außer Stöhnen keinen Laut von sich gab. Dann war die Trage fertig. Sie zogen mit vereinten Kräften die Trümmer der Maschine vom Pfad und waren zwanzig Minuten später im Grenzkommando. Der Sani kümmerte sich um Grischa und den Sergeanten, der aber nach dem Schock, den er erlitten hatte, schon wieder auf dem Posten war. Wenig später kam der Sanitätswagen von der Kommandantur, und Grischa wurde ins Krankenhaus transportiert. Dort besuchte ihn Martin jede Woche – wenn er dienstfrei hatte – zwei- bis dreimal. Mutter Knöchel, die Küchenfrau des Grenzkommandos, zauberte für jeden Besuch etwas Besonderes, buk Kuchen, oder brachte ein paar Winteräpfel mit.

Als Grischa wieder gesund war, lud der Kommandeur ihn und Mirtschink zu einer kleinen Feier ein. Klein war übertrieben, denn die Wodkagläser waren groß. . .

Nach zwanzig Minuten kam Köhler mit seinem P 3. Der GAS hatte ihn im Schlepp. Grischa erkundigte sich bei seinen Männern, ob der Wagen repariert werden könne. Es ging nicht. In diesem Augenblick wurde Grischa zu seinem Fahrzeug gerufen. Über Funk wurde ihm die nächste Aufgabe übermittelt.

„Martin – nur noch zwanzig Minuten, dann muß ich weiter."

Martin verlor darüber kein Wort. Was soll man als Soldat auch dazu sagen, wenn man einen alten, lieben Kampfgefährten nach zehn Jahren wiedertrifft und nur eine gute halbe Stunde Zeit füreinander hat?

„Wir dich schleppen noch bis nach Kirchhain", sagte Grischa, „dann schafft es der GAS gerade, bis ich weiter muß."

Martin stieg in seinen Wagen und ließ sich in den Sitz neben Köhler fallen.

„So ist das eben, Genosse Köhler", sagte er und griff nach der F 6-Packung. Köhler sah seinen Kommandeur erstaunt an. Martin dachte, daß er ihn nicht versteht, aber Köhler sagte: „Sie haben immer noch F 6?"

„Ja, inzwischen habe ich Bjelomorkanal geraucht, verstehst du?"

Köhler verstand nicht.

Dafür verstand Grischa. Er gab dem Gefreiten eine Schachtel Papirossi.

„Sie können sein sehr stolz", sagte er zu Köhler,

Illustrationen: Karl Fischer



„Sie fahren einen echten Grenzer." Und zum Du übergehend sagte er: „Verstehst du?"

Köhler, der schon eine Papirossi aus der Schachtel gelangt hatte, legte sie auf das Armaturenbrett vor sich: „Ich verstehe, Genosse Potpolkownik!"

Als der GAS anzog, rief Martin dem winkenden Grischa zu: „Wann sehen wir uns wieder, Grischa?!"

Grischa hob die Hand, schob sich mit der anderen die Panzerhaube in das Genick:

„Vielleicht morgen schon, Martin. . . vielleicht in zehn Jahren erst, Martin. . . verstehst du?"

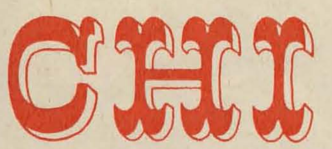
„Doswidanija Grischa!" rief Martin.

„Doswidanija. . . !"

Dann hatte die Dunkelheit den Freund verschluckt. Nur für einige Augenblicke sah Martin noch den Schein des Feuers an der Böschung des Straßengrabens. Die grauen Kolosse der SPW lösten sich in Nichts auf. Es regnete nicht mehr. Im Lichte der Scheinwerfer las Martin an einem Wegweiser: Nach Kirchhain 0,5 km. . .

CHAO DONG





Als Mitglied eines Ensembles von Künstlern und Artisten aus der DDR weilte die bekannte Schlagersängerin Vera Schneidenbach mehrere Wochen in der Demokratischen Republik Vietnam. Ihre Eindrücke und Erlebnisse hielt sie in einem Reisetagebuch fest, an Hand dessen der nachfolgende Bericht entstand.

„Chao dong chi – Gruß dir, Genosse!", das sind die Worte, die wir auf Vietnams Straßen am häufigsten hören. Und Hunderte von Kilometern legen wir auf diesen Straßen zurück.
Unsere Fahrzeugkolonne besteht aus zwei Kübelwagen, zwei sowjetischen Autobussen und einem LKW für das Gepäck. Wir haben 3000 Liter Benzin mit, denn Tankstellen werden wir in diesem von amerikanischen Luftpiraten verwüsteten Land längs der Straßen nicht finden.
Je weiter wir uns von Hanoi entfernen, desto größer werden die Zerstörungen. Und dennoch: Überall findet der aufmerksame Beobachter untrügliche Zeichen des unbeugsamen Kampfes- und Lebenswillens des tapferen vietnamesischen Volkes. Da reihen sich zum Beispiel große Bombentrichter längs der Straße aneinander, gefüllt mit Regen- und Grundwasser – und häufig bevölkert von Fischen, die in diesen „Bassins" gezüchtet werden.
Die Fahrt nach Dong Hoi, im Süden des Landes, verläuft unmittelbar entlang der Berge, die eine natürliche Grenze zwischen Vietnam und Laos bilden. Über zweihundertfünfundvierzig Brücken hat die Straße – Brücken, von denen jede bisher mindestens einmal bombardiert, zerstört und wieder aufgebaut wurde. Wir überqueren einfache Holzbrücken und von Stahlseilen gehaltene große Hängebrükken; aber wir müssen auch durch Furten oder über aufgeschüttete Steindämme, die wir meist zu Fuß passieren. Schließlich fahren wir auch über die berühmt gewordene Brücke von Ham Rong, die „Drachenkieferbrücke", an der die Amerikaner im April 1965 innerhalb von zwei Tagen 47 Kampfflugzeuge verloren.
Immer deutlicher werden die Spuren des Bombenterrors sichtbar, je mehr wir uns dem 17. Breitengrad nähern, der Grenzlinie zwischen DRV und Südvietnam. Löcher von mindestens zwei Meter Durchmesser gestalten die Straße zu einer Hindernisstrecke. Unsere Durchschnittsgeschwindigkeit pendelt zwischen zwanzig und dreißig Kilometern in der Stunde. Ein gewöhnlicher PKW würde hier überhaupt nicht durchkommen.
Auch die Reisfelder am Rande der Straße entgingen den wütenden Angriffen des Feindes nicht. Ich erfahre, daß die Überfälle zuweilen so massiv geführt wurden, daß die Bauern außer ihren Werkzeugen und den Gewehren auch ihre Särge zur Arbeit mit auf das Feld nahmen.
Unsere erste Etappenstation ist Dong Hoi, die Hauptstadt der Provinz Quang Binh, eine Stadt, die nicht mehr existiert – und dennoch lebt! Einst eine herrliche Villenstadt mit Tausenden Einwohnern, wurde sie von den Luftgangstern völlig dem Erdboden gleichgemacht. Nur ein Wasserturm überstand das Inferno. Unter der Erde aber und in schnell errichteten Bambushütten ging das Leben weiter.
Auch wir wohnen in solchen Bambushütten.





Für ihre hervorragenden Leistungen und den persönlichen Einsatz unter schwierigen Bedingungen wurden Vera Schneidenbach und die anderen Mitglieder des Ensembles mit dem vietnamesischen „Orden der Freundschaft" sowie mit der Ehrennadel von Quang Binh ausgezeichnet.





Wer es nicht weiß, der ahnt es nicht: Das ist eine Fernverkehrsstraße – die Nationalstraße Nr. 1, die von Hanoi nach Saigon führt. Hier beweisen die vietnamesischen Kraftfahrer ihr ganzes Können.
Zwar kein „Interhotel", doch unter Kriegsbedingungen durchaus komfortabel. (links)
Hier erstreckte sich einmal die Provinzhauptstadt Dong Hoi. Nur ein Wasserturm (im Hintergrund, zum Teil verdeckt) ist stehen geblieben. Ehemalige Abwurfbehälter von Kugelbomben dienen jetzt als Wegweiser. (unten)





Vorsorglich werden von unseren vietnamesischen Freunden die Splittergräben vertieft, um sie unseren Körpermaßen anzupassen. Schon am Morgen nach unserer Ankunft wissen wir diese Umsicht zu schätzen. Motorengedröhn schreckt uns auf. Über unseren Köpfen jagen amerikanische Phantom-Jagdbomber dahin. Bombendetonationen lassen die Erde erzittern. Die Einschläge klingen so nahe, daß es mich schaudert. Noch einmal läuft es mir kalt den Rücken hinab, als ich erfahre, daß auch eine der vor Stunden erst von uns überquerten Brücken bombardiert worden ist.

In eine ähnliche Situation geraten wir wenige Tage später beim nächtlichen Übergang über den Gianh-Fluß. Eine Motorfähre bringt uns, vorsichtig manövrierend, an das jenseitige Ufer. Alle Lichter sind gelöscht. Nur die den Himmel absuchenden Scheinwerfer der vietnamesischen Luftabwehr verbreiten eine fahle Helligkeit. Ein gespenstisches Bild; und jeder von uns ist sich voll der Gefahr bewußt.

Aufatmend besteigen wir schließlich eilig die Fahrzeuge, um so schnell wie möglich den Fluß hinter uns zu lassen.

Es dauert jedoch nicht lange, und wir sind wiederum Zeuge amerikanischer Zerstörungswut. Ausgebrannte Lastkraftwagen säumen die Straße, bevor wir das Dorf Voi passieren. Hier sind kurz zuvor 80 Menschen beim überraschenden Überfall auf einen Bauernmarkt umgekommen.

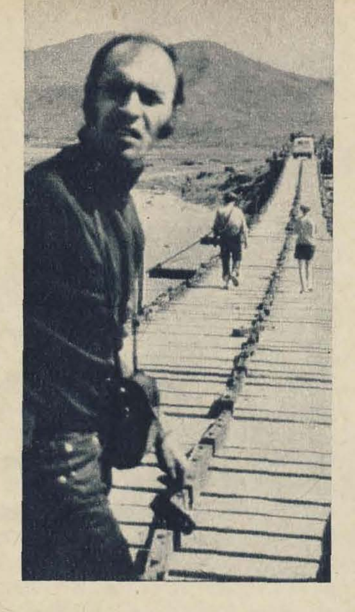
Gerade weil dieser grausame Terror so furchtbar und niederdrückend ist, beeindrucken um so stärker der Heldenmut und der Optimismus, mit dem die vietnamesischen Freunde den Schlägen des Feindes trotzen. Überall empfangen sie uns mit ehrlicher Freude und großer Herzlichkeit. Zu unseren Veranstaltungen erscheinen in der Regel 15000 bis 20000 Menschen. Viele klettern auf Bäume und Dächer, um uns sehen und hören zu können. Manche kommen mit dem Fahrrad aus Orten, die zwanzig bis dreißig Kilometer entfernt sind; oft warten sie zwei, drei Stunden auch in strömendem Regen auf den Beginn der Vorstellung.

Nicht immer geht alles glatt. Uns machen zum Beispiel die hohe Luftfeuchtigkeit und die Temperatur zu schaffen. Die Kostüme kleben am Körper, und die Frisuren lassen sich nur schwer herrichten. Einmal bricht durch den hohen Stromverbrauch unserer elektrischen Anlage das aus einem kleinen Aggregat gespeiste Netz zusammen. Baß und Gitarre fallen aus – dem Erfolg der Veranstaltung tut es keinen Abbruch.

Besonderen Beifall erhalten wir natürlich immer für Darbietungen in vietnamesischer Sprache. Ich versuche es mit dem Chanson „Seht ihr die Sonne, Kameraden". Was beim Publikum ankommt, weiß ich nicht – jedenfalls wird es ein stürmischer Heiterkeitserfolg. Genauso begeistert und erheitert sind übrigens auch wir, als uns in der Provinz Ha Tinh ein vietnamesisches Ensemble ein deutsches Lied vorsingt.

In Dong Hoi lernen wir das Ensemble der Provinz Quang Binh kennen, das uns einen Einblick in seine Arbeit gibt. Eine wichtige Aufgabe dieser Künstler ist es, wie wir erfahren, die allgemeine Singebewegung zu unterstützen, der Losung steht: Mit unserem Gesang übertönen wir die Detonationen der amerikanischen Bomben.

Zu einem großen Erlebnis wird uns auch der Besuch einer Schule in Dong Hoi, der wir Grüße und Geschenke von Schülern aus Ribnitz-Damgarten überbringen. Die Schule hat zwanzig Klassenräume. Genauer gesagt: Sie besteht aus zwanzig ringsum offenen Bambushütten. Die Kinder sind barfuß und auch ansonsten dürftig gekleidet. Doch äußerst diszipliniert sitzen sie auf ihren Schulbänken. Die Laufgräben zum nächsten Luftschutzbunker





Solche Stahlseilbrücken, die oft das Ziel von Luftangriffen sind, werden von den vietnamesischen Freunden in erstaunlich kurzer Zeit erbaut. (oben)
So friedlich die berühmte Ha-Long-Bucht auf diesem Foto auch wirkt – die Luft ist zuweilen „stark eisenhaltig", wovon sich schon Dutzende abgeschossener Terrorflieger überzeugen konnten. (oben)
Mädchen, die in diesem Alter sonst mit Puppen spielen . . . (unten)



haben sie selbst ausgehoben. Ich möchte am liebsten einen riesigen Sack voller Geschenke bei mir haben, um alle diese Kinderaugen strahlen zu sehen.

Es ist überhaupt so: Wenn man die vietnamesischen Menschen sieht, die trotz größter Armut fast immer ein Lächeln auf den Lippen haben, dann müssen wir uns beschämt eingestehen, daß wir uns sehr oft über Mängel an Dingen aufregen, die für Vietnamesen nur im Traum existieren. Der höchste Besitz für sie ist ein Fahrrad. Kleine Mädchen sehe ich, die eigentlich selbst einer Betreuung bedürften Sie tragen noch kleinere Kinder auf dem Rücken.

In Bac Han besichtigen wir eine Möbelfabrik, in der es keine Maschine gibt. Rein manuell wird ausschließlich Bambus verarbeitet. Hier entstehen u. a. auch Angelruten, die hauptsächlich in die DDR exportiert werden. Zu fünfundachtzig Prozent arbeiten Frauen in diesem Betrieb; die Männer stehen im Kampf.

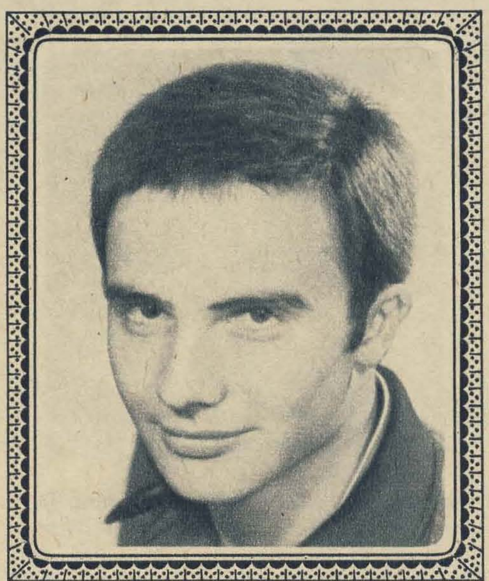
An anderer Stelle sehen wir Felsenhöhlen, die Fabrikanlagen, Rundfunkstationen und Verwaltungsdienststellen aufnahmen. Dicht an diese Höhlen schmiegen sich kleine Lehmhütten, mit höchstens einer Holzpritsche und einem Tischchen als Mobilar.

Ein Höhepunkt unserer Reise ist der Besuch der weltberühmten Bucht von Ha Long, die man auch das achte Weltwunder nennt. Dreitausend Felsen ragen aus dem Wasser. Bis sechzig Kilometer schieben sie sich in das Meer hinaus. So romantisch das Bild auch ist – selbst hier wird man an den Krieg erinnert. Wir wohnen in dem einzigen noch erhalten gebliebenen Hotel. Alle anderen Hotels fielen amerikanischen Bomben zum Opfer. Günstig gelegene Höhlen in den aus dem Meer ragenden Felsen bieten den Fischern bei Luftangriffen Unterschlupf. Doch es muß auch erwähnt werden, daß der Feind über dieser Bucht schon mehr als vierzig Kampfflugzeuge verlor.

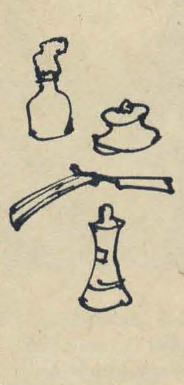
Noch ein für uns einmaliges Erlebnis: ein Ausflug in den Dschungel. Im buchstäblichen Sinne schlagen wir uns mit Schlingpflanzen und Blutegeln herum, waten bis zur Hüfte durch morastiges Wasser und sind völlig erschöpft, als wir wieder unsere Fahrzeuge erreichen.

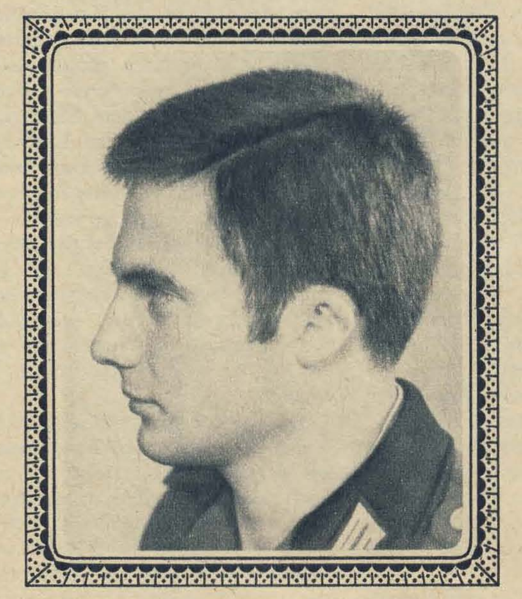
Unwillkürlich kommt einem der Gedanke: Was wollen denn die Amerikaner in solchem Dschungel ausrichten? Und wer von uns insgeheim doch noch gezweifelt haben mag, der dürfte nun, nach all dem, was wir erlebt haben, überzeugt sein: Dieses Land ist einfach nicht zu besiegen. Der Kampf des vietnamesischen Volkes, das unserer vollen Unterstützung gewiß sein darf, wird erfolgreich enden.

Spieglein, Spieglein an der Wand



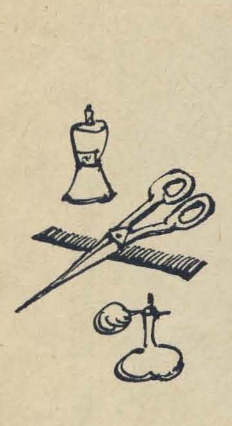
Nr. 1:
Kurzer
bürstenartiger
Haarschnitt

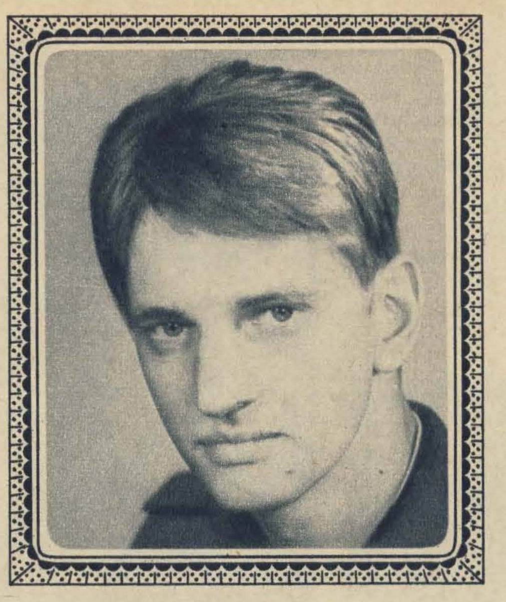


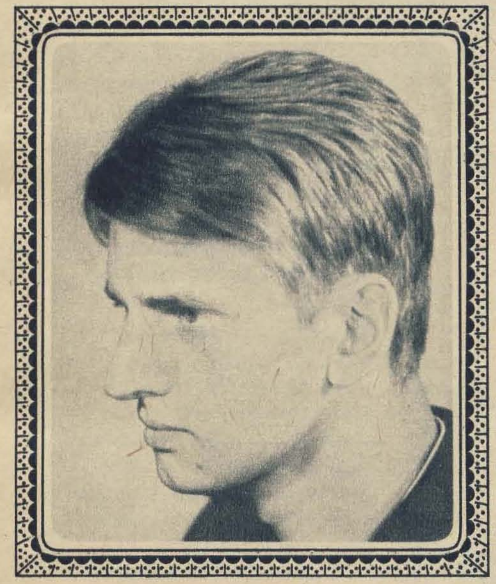




. . . wer ist – nein, nicht die Schönste im ganzen Land. Zeig' uns, Spieglein, schöne und gepflegte Kurzhaarfrisuren, modisch und gefällig, solche also, wie sie jungen Soldaten unserer Volksarmee gut zu Gesicht und zur Uniform stehen. Zeig' uns, Spieglein, welche Frisuren eine geeignete Kombination darstellen zwischen dem modischen Pfiff, nach dem junge Leute von heute ihr Haar geschnitten haben möchten, und den militärischen Erwägungen, nach denen in der Dienstvorschrift ein kurzer Haarschnitt verlangt wird – kurz deshalb, weil die Prinzipien der militärischen Ordnung und Disziplin, die Gefechts- und Kampffähigkeit der Soldaten und nicht zuletzt auch die hygienischen Grundsätze für die kasernierte Unterbringung und den täglichen Dienst eine angemessene Kürze des Haarschopfs bedingen. Beides, modischer Pfiff und praktisches Erfordernis, muß also unter eine Mütze gebracht werden. Und kann es.
Um eben das zu beweisen, nahm Elvira Schindler, charmanter weiblicher Figaro aus Berlin, die Haartracht von fünf Genossen unter Schere und Messer und formte daraus fünf modische Kurzhaarfrisuren. Als sich unsere Fünf hinterher im Spiegel betrachteten, gab es Lob und Kompliment. „Ich habe mich bald nicht wiedererkannt", staunte Soldat Stettnich (1). „Was man doch so alles aus dem Haar machen kann. Es ist zwar sehr kurz, aber die Frisur ist schön und







Nr. 2:
Fassonschnitt
mit langgezogenem
Nacken

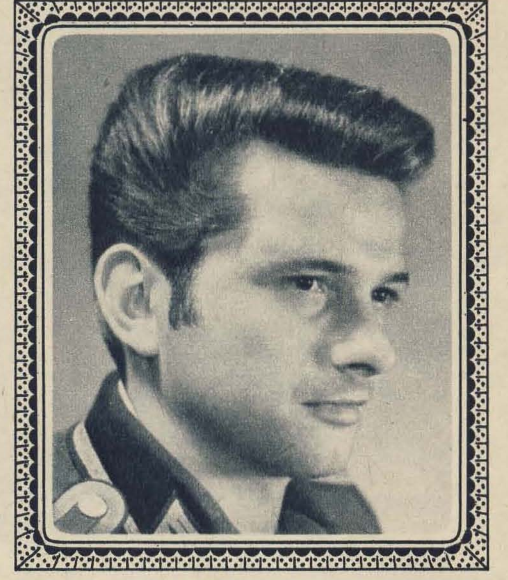


gefällt mir." Soldat Röhlich (5) fand seinen „neuen Kopf" mit dem in sich kurz gehaltenen Messerform-Rundschnitt ganz einfach „wunderbar". Ebenso sah Unteroffizier Schott (3) in seinem kurz gehaltenen modischen Fassonschnitt mit Fönformung und ohne Scheitel die „Frisur, die ich mir wünsche".

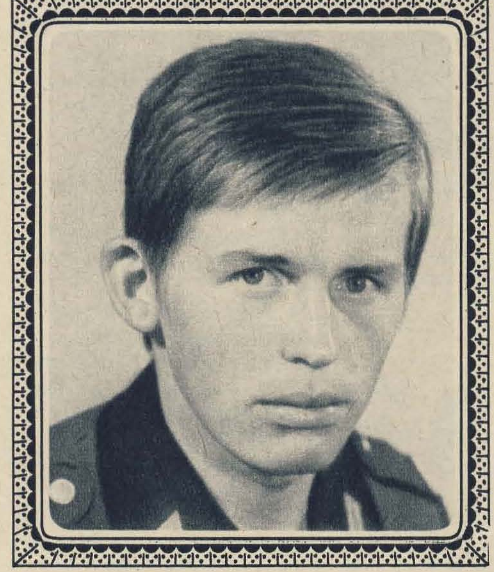
Überflüssig zu sagen, daß auch die Genossen Kania (2) und Hübner (4) mit Wohlgefallen das von Elvira Schindler an ihrem Haarschopf vollbrachte Werk im Spiegel betrachteten. Die Soldaten-Kunden also waren zufrieden und sind sich gewiß, daß sie mit den Frisuren auch bei ihren Mädchen Anklang finden werden. Aber auch der Fachmann ist's zufrieden. Er heißt in unserem Fall Wolfgang Böhme, Friseur- und pädagogischer Lehrmeister, Akteur vieler nationaler und internationaler Frisierwettbewerbe, Vorsitzender des Modeaktivs der Berliner Figaros und vor einigen Jahren selbst Angehöriger der Nationalen Volksarmee.

„Bei den hier vorgestellten Frisuren", kommentiert er, „handelt es sich um kurz gehaltene. Die Haare wurden gewaschen, gefönt und gelockert und erscheinen dadurch voller. Die Seitenpartien wurden so gehalten, daß sie dem männlichen Charakter nicht entgegenstehen. Diese Frisuren entsprechen dem äußeren Bild sozialistischer Soldatenpersönlichkeiten unserer Nationalen Volksarmee. Die Befürchtungen mancher Genossen, daß der Fassonschnitt immer äußerst kurz sei, sind wohl mit diesen Beispielen eindeutig widerlegt. Die Fassonform, das sei dazu noch gesagt, drückt sich durch saubere Konturenschnitte über den Ohren und einen ebenso sauberen Nackenschnitt aus; sie steht also durchaus im Einklang mit den modischen Tendenzen. So schön aber nun auch die hier vorgestellten Frisuren sich anschauen, so wichtig ist die regelmäßige Haarpflege, weil nur dadurch das Haar schön und die Frisur gepflegt bleibt. Da gerade der militärische Dienst auch das Haar sehr strapaziert, ist seine Pflege unerläßlich. Wer deshalb

Wert legt auf ein sauberes Äußere, der sollte möglichst regelmäßig den Friseur aufsuchen – nicht bloß zum Schneiden der Haare, sondern auch zum Waschen. Selbstverständlich kann man das Letztere auch selbst tun. Dabei sollte man aber keine Seife benutzen, sondern haarpfle-



Nr. 3:
Kurz gehaltener modischer Fassonschnitt

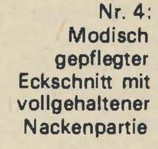




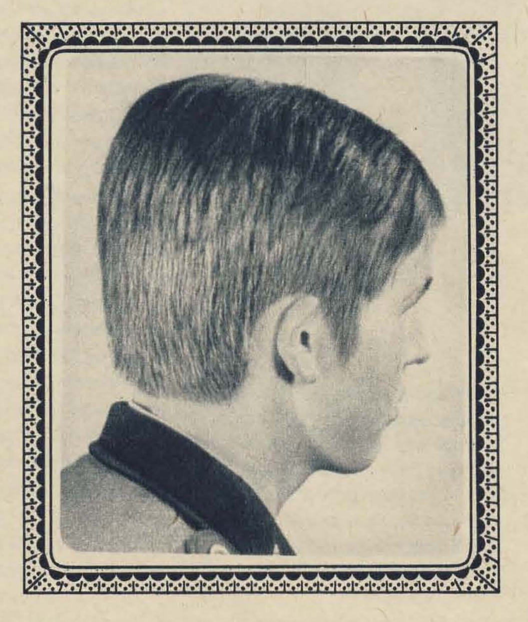
gende Mittel wie Öl-Shampoon. Ebenso trägt tägliches Kämmen zur Gesunderhaltung des Kopfhaares bei."

Soweit der Fachmann. Dennoch sei ihm noch eine Frage gestellt. Und zwar die nach dem Eck- und Rundschnitt, der von einigen Soldaten mitunter verlangt wird.

„Weder das eine noch das andere ist im Grunde eine Frisur für sich. Nun muß ich allerdings sagen, daß diese Schnitte von einigen Friseuren sehr unterschiedlich interpretiert werden. Nicht zweckmäßig ist der vielfach kurz gehaltene Nackenwulst, weil die Nakkenpartie dann vom Mützenrand abgeschlossen wird. Empfehlenswert ist stets ein Auslaufen der Haare, etwa wie bei den Frisuren Nr. 4 und 5. Diese lockere Form wirkt besser. Ich möchte den Soldaten aber auch sagen, daß der oft gewünschte Rund- und Eckschnitt nicht die einzige Form für eine moderne Frisur ist. Ich bin dafür, vom Friseur eine Verbindung zwischen Fasson- und dem modernen Messerformschnitt zu verlangen. Durch sachgemäße Arbeit kann dabei durchaus ein ähnlicher Effekt



Nr. 4:
Modisch gepflegter Eckschnitt mit vollgehaltener Nackenpartie



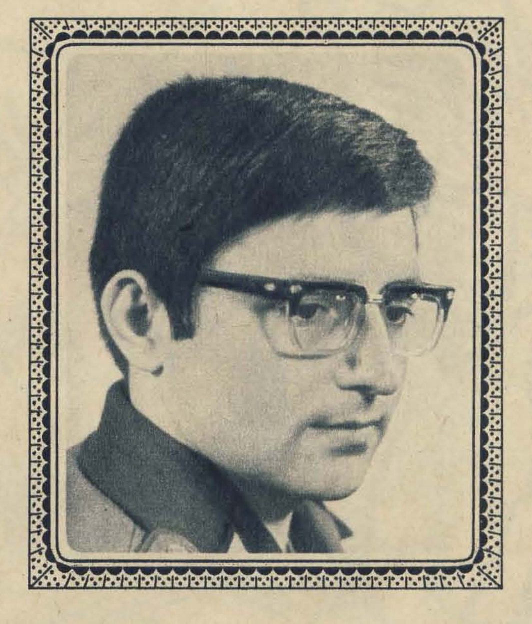


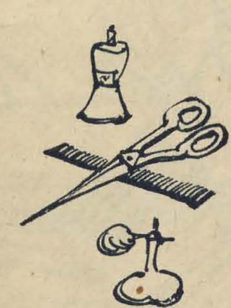
erzielt werden wie bei einer vollen Frisur. Ich glaube, die hier gezeigten Beispiele deuten das sichtbar an."
Da hätten wir nun das Urteil des Fachmanns und das der fünf Genossen, die sich hier mit ihren Frisuren vorstellen. Schön und gepflegt wollen sie ja aber nun nicht aus Selbstgefälligkeit aussehen, sondern für ihre Mädchen bzw. die Weiblichkeit im allgemeinen. Einigen jungen Mädchen, von denen mancher behauptet, sie würden bloß auf „halblange oder lange Haare stehen", haben wir die Fotos gezeigt und sie um ihre Meinung dazu gebeten. Und nichts ist – vonwegen „geschlossener Ablehnung aller Kurzhaarfrisuren"! Alle der befragten Mädchen sagten, daß sich die jungen Soldaten damit sehen lassen können. Heidemarie Dedelow beispielsweise ist mit einem „kurzen Haarschnitt durchaus einverstanden, wenn er so aussieht wie auf dem zweiten Bild". Bürste und Igel mag sie allerdings nicht: „Diese Stoppeln! Wenn man da so anfaßt – furchtbar!"

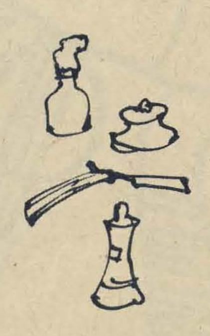
Aber das ist wohl Geschmackssache, weswegen der kurze bürstenartige Schnitt auf dem ersten Foto bei Gisela Martens wiederum sehr gut ankam. Sylvia Kluge dagegen entschied sich für die Nr. 4, während die Zwillingsschwestern Ute und Martina Brösse einhellig die Nr. 3 bevorzugen. Sabine Wolf findet besonders an der Nr. 5 Gefallen. Jede der fünf Kurzhaarfrisuren kommt also an bei den jungen Mädchen unserer Tage. Und das ist gewiß nicht ganz unwichtig.
Fünf kurze Fassonschnitte haben wir auf diesen Seiten vorgestellt. Wir hörten das Urteil des Fachmannes, die Meinung der von Elvira Schindler Frisierten und auch die Stimmen einiger Mädchen. Alle sind sich einig darin, daß der von der Dienstvorschrift mit gutem Recht und im Interesse der Soldaten selber geforderte kurze Haarschnitt den ästhetischen Ansprüchen genügt, die an eine modische Frisur zu stellen sind. Er entspricht damit dem äußeren Bild sozialistischer Soldatenpersönlichkeiten unserer Nationalen Volksarmee.



Nr. 5:
Normaler Messerform-Rundschnitt, in sich kurz gehalten









Für viele Genossen eines Mot.-Schützen-Truppenteils fällt am Sonnabend nach dem Stuben- und Revierreinigen der „Hammer".
Einige streben frohgemut mit Urlaubsschein oder Ausgangskarte dem Kasernentor entgegen. Kurzer prüfender Postenblick auf Haarschnitt und Uniform – ist alles in Ordnung, öffnet sich das Tor. Doch seien wir solidarisch und bleiben bei jenen, die „das Haus hüten müssen". Es sind nicht wenige. So ist das nun mal bei Soldatens. Also dienstfreie Zeit in der Kaserne, was nun? In der Regel gibt es auch am Wochenende in der Kaserne keine Langeweile. Schließlich haben wir es mit jungen und klugen Menschen zu tun...
Greifen wir also hinein ins volle Soldatenleben.
Es ist ein Wochenende mit Sonnenschein, als wir in der „Paul-Hegenbart-Kaserne" eintreffen. Auf dem Sportplatz findet gerade ein Appell anläßlich der Woche der Jugend und der Sportler statt. Wir reiben uns erwartungsfroh in dem Gedanken die Hände: Hier wird was los sein. Uns stören nicht einmal die elek-

was nun?

troakustisch verzerrten Töne, nach denen die Einheiten an der Tribüne vorbeimarschieren. Das muß früher mal der Yorksche Marsch gewesen sein. Vielleicht finden sich bei Gelegenheit ein paar pfiffige Elektrospezialisten, die Tribünenanlage in Ordnung zu bringen.
Wenig später sind wir in der Einheit H. Der Kommandeur fühlt sich nicht ganz wohl, denn sein Kasernenblock ist vom Zahn der Zeit schon erheblich angenagt. Mittel für die Renovierung sind von der Unterkunftsabteilung erst 1974 zu erwarten. Das ist spät, aber aus Sparsamkeitsgründen wohl kaum zu ändern. Eines fällt unseren „betriebsfremden" Augen jedoch besonders auf: In dem alten Gemäuer ist es blitzsauber. Soldaten und Vorgesetzte haben sich ein Kompliment verdient. Was machen Ihre Soldaten am Wochenende? Die zusammengefaßte Antwort des Kommandeurs: „Sie gestalten nach den Klubplänen der Kompanien ihre Freizeit." Na fein – das genügt uns fürs erste. Wir erfahren noch nebenbei von Major H., daß der Volleyballplatz der Einheit einem gefräßigen Bagger zum Opfer fiel. Das ist beinahe normal, denn in welcher Kaserne wird nicht gebaut?
Wir machen uns auf den Weg, um die Gestaltung der dienstfreien Zeit sozusagen an der Basis kennenzulernen. Zwei Treppen und schon stellt sich ein straffer UvD der Kompanie vor und forscht nach unseren Wünschen. Er scheint sichtlich erleichtert, als wir „nur" ein paar Soldaten sprechen und einen Blick in den Klub werfen wollen. Übrigens warum steht an den Türen eigentlich immer „Club" statt „Klub"?
Die Kompanie hat im Truppenteil einen guten Namen. Ihre Visitenkarte ist mit ausgezeichneten Ausbildungsergebnissen verziert. Hohe Anforderungen im Dienst schraubten die Leistungsgrenze der Soldaten ganz schön in die Höhe. Aber dem wollen wir hier nicht weiter nachgehen. Uns interessiert, wie bereits angedeutet, die Zeit der Reproduktion der Kräfte. Schließlich ist auch sie ein Faktor für die Leistungssteigerung der Soldaten in der Ausbildung.
Im Klub sind noch ein paar „Putzteufel" am Werk. Ein schöner Klub. Birkenstämme, kunstvoll zu einem Raumteiler verarbeitet, geben der Kultur- und Freizeitstätte eine gemütliche Atmosphäre. Hier kann man sich wohlfühlen. Vorn, an der Stirnwand, hängt für alle sichtbar der Vordruck eines leeren Klubplanes und wir suchen vergeblich nach irgendwelchen Maßnahmen. Halt, wir wollen nicht ungerecht sein. Das Fernsehprogramm ist darauf vermerkt. Das ist wichtig. Manch Krimi geht ein paar Minuten über den Zapfenstreich hinaus. Ist der Film jedoch auf dem Klubplan verzeichnet, gilt letzterer mit der Unterschrift des KC (Kompaniechef) als amtliches Dokument.
Da im Klub nichts Aufregendes zu erwarten ist, besuchen wir eine Soldatenstube. Überraschte Gesichter der Hosen bügelnden, auf dem Bett liegenden, ihren Schrank aufräumenden, lesenden Soldaten. Fremder Besuch am Wochenende ist ungewöhnlich. Wir kommen schnell

Illustrationen: Paul Klimpke



ins Gespräch. Was macht ihr Sonnabend und Sonntag?
„Na, ja dies und das. Briefe schreiben, am Sonntag ins Kino. Einige finden sich zum Ballspielen zusammen. Andere schlafen." Soldat Töps meint, es wäre schon gut, wenn von der Kompanie einiges organisiert würde. Einen Klubrat gäbe es wohl, doch das geistig-kulturelle und sportliche Leben würde noch recht schmalbrüstig organisiert werden. „Es gab schon ganz gute Veranstaltungen im Klub – zwei oder drei – aber das ist schon lange her. Wir erinnern uns gern daran. (Sicherlich nach dem bekannten Witz: Da war doch noch was...) Soldat Kirschbaum kann sich an ein gelungenes Skatturnier erinnern. „Die Beteiligung war sehr groß." Wer hindert euch daran, so etwas zu wiederholen? „Eigentlich niemand. Es fehlt nur jemand, der die große Initiative ergreift." Hier sollten die Vorgesetzten der Kompanie ein wenig mehr Hilfestellung geben. Möglichkeiten gibt es viele. Die Kompanie kann sich glücklich schätzen, einen Boxraum zu besitzen. Das ist aber noch nicht alles. Den Genossen steht auch noch ein Krafttrainingsraum zur Verfügung. Tischtennis kann jederzeit auf dem Flur gespielt werden. Es ist wohl an der Zeit, daß sich Klubrat und ASV-Gruppenorganisator Gedanken machen, wie etwas mehr Abwechslung in der dienstfreien Zeit zu erreichen ist.
Eine Treppe tiefer. Kompanie L. Ein Hoffnungsstrahl – auf dem Klubplan steht: 15.00 Uhr Tonbandvortrag. Der verantwortliche Vorgesetzte der Kompanie ist Unteroffizier Miehe, Zugführer. „Der Tonbandvortrag fällt aus. Wir haben Stuben- und Revierreinigen. Um 16.00 Uhr ist Stubendurchgang. Die Genossen sind heute Nacht zum Schießen gewesen..."
Verständlich, daß da das Dienstliche den Vorrang hat. Jedoch völlig unverständlich ist, warum der Dienst- und der Klubplan nicht miteinander abgestimmt wurden. Der Unteroffizier zuckt die Schultern.
Uff! Nach diesen ersten Erfahrungen gehen wir ein wenig in den Sonnenschein. Die Sportplätze sind alle belegt. Die Einheit E. ist gerade auf schnellen Beinen anzutreffen: 1500-Meter-Lauf. Das ist der erste Höhepunkt des beginnenden Sportfestes. Übrigens hatte am vergangenen Wochenende die Einheit H. ihr

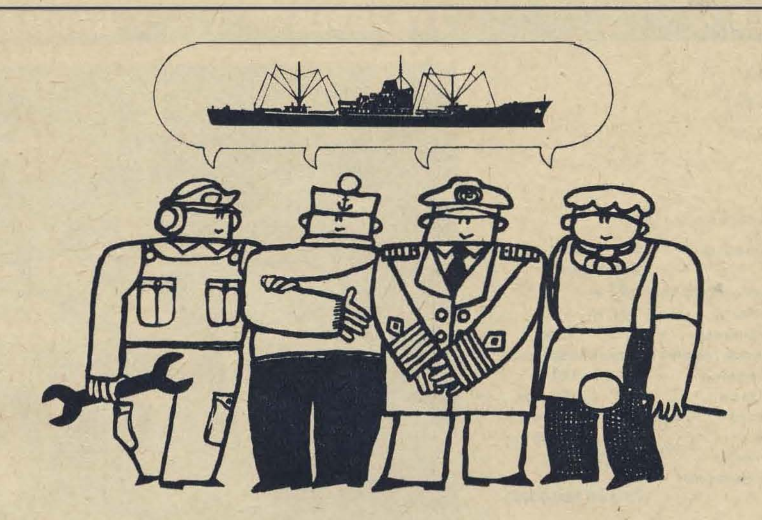


Sportfest. Man muß schon sagen, im großen und ganzen wird der Freizeitsport im Truppenteil sorgsam gepflegt.
Da ja nun Sportfeste nicht alle Nase lang veranstaltet werden und wir mehr oder weniger die „Normallage" eines Wochenendes im Auge haben, lenken wir unsere Schritte zunächst in die Kantine. Da wird ja allerhand angeboten. Kuchen, Kaffee, Schnitzel, Bouletten, mit und ohne Ei usw. Selbstbedienung versteht sich. Auf die kreidebeschriebene Preistafel mußten wir allerdings zweimal schauen. Die Taler, die da gefordert werden, sind nicht von schlechten HO-Eltern. Ein Soldat mit monatlich 80,– Mark überlegt sich den Kantinenweg dreimal. Ob hier die gleichen Preise gelten wie in Konzertcafés? Vielleicht läßt sich künftig eine neue Kalkulationselle anlegen?
In der Kompanie L. hören wir von einer „Bastlerstube". Nichts wie hin. Es stimmt. Die Soldaten Lenk und Beiermann sind gerade dabei, dem nicht immer ganz astreinen Kunstgewerbe Konkurrenz zu machen. Aus Streichhölzern und Pergamentpapier fertigen sie Lampenschirme für Freunde und Verwandte an. Genosse Lenk: „Früher haben wir nur auf den Betten rumgelegen und wußten mit uns wenig anzufangen. Mit dieser Bastelei haben wir einen guten Zeitfüller gefunden." Das steckte an. Jetzt basteln alle 12 Insassen der Stube Lampenschirme. Und die neueste Produktion besteht aus Kupferdrahtketten. Lampenschirme und Ketten sind natürlich noch nicht des Bastlers letzter Schluß. Eher eine Notlösung für Inbetriebnahme brachliegender Produktivkraft. Selbst Soldat Beiermann ist diese Beschäftigung zu einseitig. Er gibt uns nachdrücklich zu verstehen, daß in der Freizeit mehr getan werden sollte. „Früher gab es Tischtennisturniere. Es wäre auch schön, wenn wir die Möglichkeit hätten, die nähere Umgebung unserer Garnisonstadt, beispielsweise mit Exkursionen, kennenzulernen." Soldat Lenk würde gern in einem Fotozirkel mitarbeiten. Die materiellen Voraussetzungen sind dafür gegeben. Im Keller existiert ein komplettes Fotolabor. Leider wird das große Vorhängeschloß nur selten geöffnet. Die Kompanie K. verwaltet das Labor. Kommentar von Oberleutnant Newiger: „Wir hatten schon mal einen Fotozirkel. Man sieht es noch

an den aufkaschierten Fotos im Klub. Durch Versetzungen in die Reserve schlief der Zirkel ein..." Wie wäre es, wenn er wieder geweckt würde?
Von den 12 Genossen der Stube sind nur zwei eingetragene Leser der Bibliothek des Truppenteils. Die Bibliothek soll sehr schön sein. Leider konnten wir uns davon nicht überzeugen. Sie ist Sonntags nicht geöffnet. Es wäre eine Überlegung wert, ob nicht ein „Sonntagssoldatenbibliothekshilfsdienst" (SBHD) eingerichtet werden könnte. Oder vielleicht ließe sich die Arbeitszeit der Bibliothekarin neu regeln?
Da gerade von der Bibliothek die Rede war. Soldat Klausenitz machte hier einen guten „Fang". „Dort stand ein Flügel ungenutzt herum. Gemeinsam mit unserem FDJ-Sekretär Feldwebel Alter stürmten wir die Bastion und erreichten, daß der Flügel in unseren Kompanieklub umgesetzt wurde. Zunächst war ich Alleinunterhalter. Es gab immer viele Zuhörer. Aber das war nur kurze Zeit so. Wir schlossen uns dem Zug der Zeit an und bildeten eine Singegruppe. Immerhin belegte sie beim ersten Ausscheid im Truppenteil den zweiten Platz."
Soldat Klausenitz ist von mehreren Musen begnadet. Sein Talent als Laiengrafiker kann man im Klub bewundern. Ansonsten ist er noch ein ausgezeichneter Fußballspieler und war aktiver Sprinter (100 Meter in 10,9).
„Die Mehrzahl der Genossen wissen mit ihrer Freizeit nicht viel anzufangen, besonders die Sportuninteressierten. In der Kultur sieht es zur Zeit auch trübe aus."
Es soll von uns kein mahnender Zeigefinger in die Höhe gehoben werden. In der „Paul-Hegenbart-Kaserne" ist schon allerhand los am Wochenende. Jedoch die Organisation im Kleinen, in der Kompanie, kommt ein wenig zu kurz. Jedenfalls in der Einheit H. Zentrale Maßnahmen gibt es in größerer Zahl. Doch der Klub des Truppenteils hat eine begrenzte Kapazität. Der sogenannte „Schlüssel" für zentrale Veranstaltungen lautet: 30 Genossen je Kompanie. Und was macht der Rest? Möglichkeiten gibt es, wie gesagt, viele. Doch in Sachen Freizeitgestaltung fehlt hier und da die lenkende, helfende, ja und auch die schützende Hand der Vorgesetzten. Hier scheint es, daß die Proportionen zwischen guten Ausbildungsergebnissen und sinnvoller Gestaltung der Freizeit als Gegenstück nicht gewahrt werden. Vielleicht war es ein ungünstiges Wochenende für Reporter?

Hauptmann Wolfgang Matthèes
Oberstleutnant Günther Wirth





Fahre auch Du zur See!

Wir suchen Ihre Mitarbeit als:

Motorenhelfer (Motorenwärter) 10. Klasse
Facharbeiterabschluß
Decksmann (Matrose) Facharbeiterabschluß
Heizer (gepr. Kesselwärter)
Steward/Stewardessen (Facharbeiter Kellner)
Koch/Bäcker
Technischer Offizier (Ingenieur)
Funkoffizier (Hoch- und Fachschulkader)
elektrotechnische Fachrichtungen

Abiturienten bieten wir Entwicklungsmöglichkeiten (Bereich Deck) im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung

Wichtig für die Bewerbung:
Ausführlicher Lebenslauf (doppelt), Angabe der Beschäftigung, ausgeübte Tätigkeit, Zeugnisabschriften sind einzureichen. Angehörige der bewaffneten Organe und Lehrlinge bewerben sich fünf bis sechs Monate vor dem ehrenvollen Ausscheiden bzw. Beendigung des Lehrverhältnisses.
Ingenieure für allgemeinen Maschinenbau, Schiffsmaschinen, Kraftwerksanlagen fordern Sonderprospekt an.

Bewerbungen sind zu richten an:

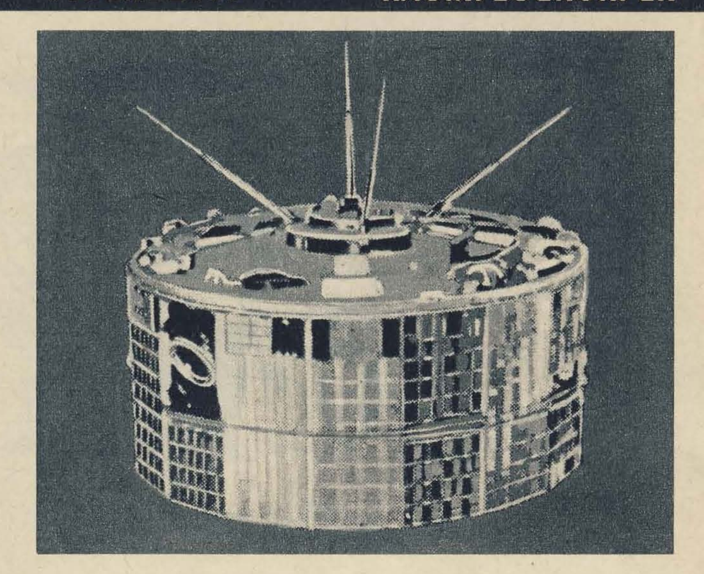
1071 Berlin, Wichertstraße 47
701 Leipzig, Am Neumarkt
(Pavillon DSH) PSF 950
8023 Dresden, Rehefelder Straße 5
50 Erfurt, Kettenstraße 8, PSF 345
25 Rostock 1, Hotel „Haus Sonne", PSF 106



ZENTRALES WERBEBÜRO DER HOCHSEEHANDELSFLOTTE DER DDR



Essa (USA)

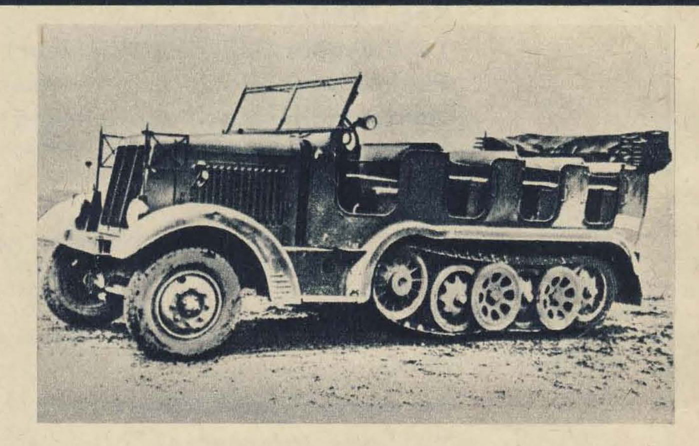


Technische Daten:

Verwendung	meteorologische Satelliten
Körperdurchmesser	1,07 m
Körperhöhe	0,56 m
Umlaufmasse	132...156 kg
Behndaten (charakteristische Werte):	
Bahnneigung	101...102°
Umlaufzeit	113...115 min
Perigäum	1350...1400 km
Apogäum	1450...1500 km
erster Start	3. 2. 1966
bisher gestartet	9 (Stand Mai 1972)

Die Raumflugkörper der 1966 begonnenen Serie „Essa" sind meteorologische Einsetzsatelliten, die die Erde auf Polarbahnen umkreisen und Fotos der Wolkenverteilung über der Erdoberfläche sowie meteorologische Daten auf Abruf oder ständig zur Erde übermitteln. Diese Informationen werden auch von der DDR empfangen und ausgewertet.

Zugkraftwagen BN L7, Sd. Kfz. 6 (Deutschland)



Taktisch-technische Daten:

zul. Gesamtmasse	9000 kg
Länge	6325 mm
Breite	2200 mm
Höhe	2270 mm
Höchstgeschwindigkeit	50 km/h
Fahrbereich	
– Straße	320 km
– Gelände	160 km
Anhängelast	5000 kp
Watfähigkeit	600 mm
Steigfähigkeit	24 Grad
Bodenfreiheit	400 mm
Spurweite (v., h.)	1825/1700 mm
Kettenauflage	1270 mm
Kettenbreite	350 mm
Motor	6-Zyl. 4-Takt Otto Maybach NL38TR, Leistung 100 PS
Besatzung	Sd. Kfz. 6-1: 14; Sd. Kfz. 6/1-1: 9

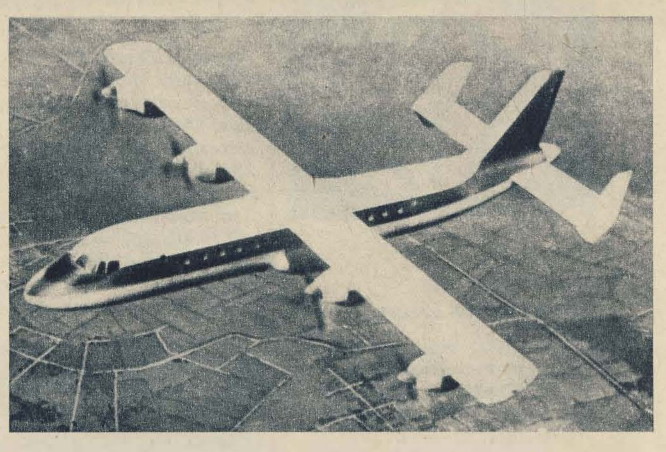
Dieser mittlere Zugkraftwagen wurde in geringer Stückzahl von 1936 bis 1937 als Sonder-Kfz. 6 für Pioniereinheiten und als Sd. Kfz. 6/1 als Artilleriezugmittel (LFH 18) bei Büssing (BN L7) sowie bei Daimler (DB L7) produziert.

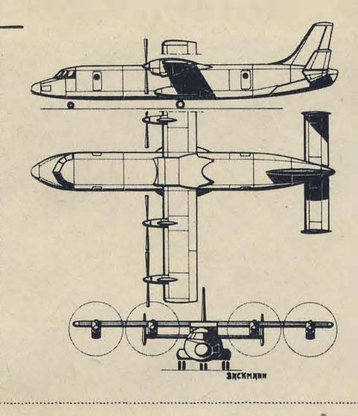
AR 9/72	TYPENBLATT	FLUGZEUGE

Canadair CL 246 (Kanada)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	23,29 m
Länge	27,12 m
Höhe	7,16 m
Startmasse	24054 kg
Leermasse	14800 kg
Reichweite	400 km
Geschwindigkeit	426 km/h
Triebwerk	4 PTL Lycoming – T 53–19 A, je 1600 äPS
Besatzung	4 Mann





Gestützt auf die mehrjährigen Erfahrungen mit dem Muster CL 84 wurde bei Canadair der Entwurf eines viermotorigen Kippflügelflugzeuges für den zivilen und militärischen Bereich fertiggestellt. In der Militärversion kann das Flugzeug sechs Standard-Frachtpaletten aufnehmen. Es ist auch für Luftlandeunternehmen sowie zum Absetzen von Technik vorgesehen.

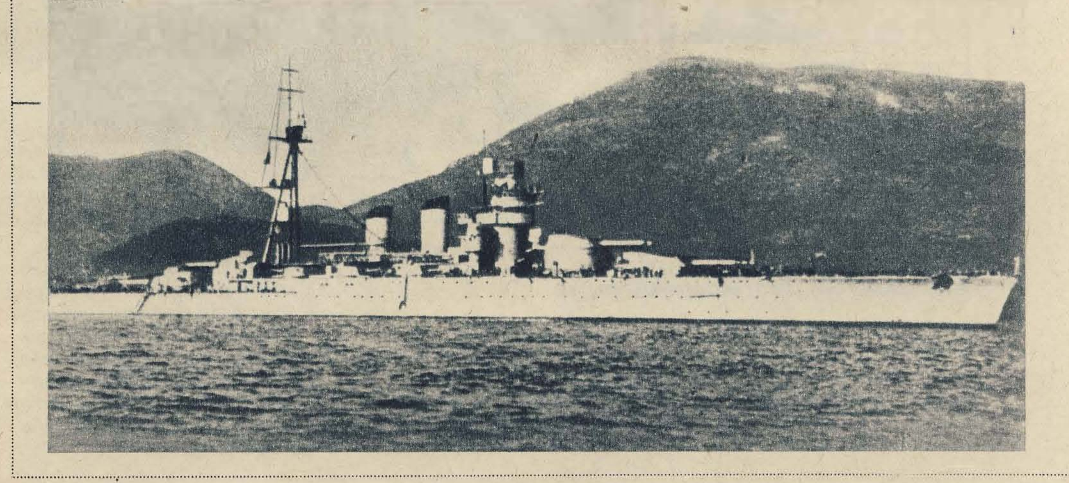
AR 9/72	TYPENBLATT	KRIEGSSCHIFFE

Schlachtschiff „Giulio Cesare" (Italien)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	23622 ts
Länge	182 m
Breite	28 m
Tiefgang	9,1 m
Höchstgeschwindigk.	27 kn
Fahrstrecke	4000 sm
Maschinenleistung	75 000 PS
Bewaffnung	10 × 320-mm-Geschütze, 12 × 120-mm-Geschütze, 2 Bordflugzeuge
Hauptpanzerung	250 mm
Besatzung	1040 Mann

Die „Giulio Cesare" lief bereits 1911 vom Stapel und wurde bis in die Jahre des zweiten Weltkrieges eingesetzt. Ihr Schwesternschiff war das Schlachtschiff „Conte di Cavour".





Besonders im karibischen Raum

Unruhe unter lateinamerikanischen Ländern löste die aus NATO-Plänen hervorgehende Absicht der USA aus, auf den Inseln Curaçao, Aruba und Bonaire im karibischen Raum Militärstützpunkte anzulegen. Besonders alarmiert zeigt sich darüber Venezuela, dessen Küste von den drei Inseln nur 35 Meilen entfernt ist und dessen Beziehungen zu Washington sich in der letzten Zeit verschlechterten. Der Landessekretär der Republikanisch-Demokratischen Union, Senator Leonardo Montiel Ortega, verlangte von der venezolanischen Regierung, gegen diese bedrohliche Stützpunktpolitik der USA energisch aufzutreten. Die Inseln befinden sich in holländischem Besitz.



Zwei Millionen befreit

Tausende Ortschaften mit etwa zwei Millionen Einwohnern wurden innerhalb von zwei Monaten durch südvietnamesische Befreiungskämpfer dem Herrschaftsbereich Saigons entrissen. Wie vom Kommando der amerikanischen Okkupationstruppen in Südvietnam eingeschätzt wurde, zeichnet sich die gegenwärtige Kampfphase dadurch aus, daß die Volksbefreiungskräfte fähig sind, ihre Angriffsoperationen rasch aus einer strategischen Zone in eine andere zu verlagern. Dabei konzentrieren sie sich in der Regel auf Abschnitte, an denen der Angriff für die Saigoner Truppen völlig überraschend erfolgt, ihr Zusammenwirken stört und sie zu riskanten Manövern zwingt, bei denen häufig ganze Regimenter des Marionettenregimes aufgerieben werden.

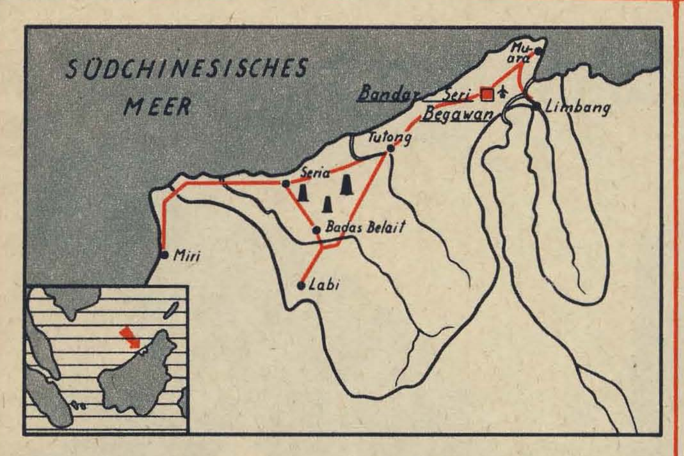


Milizionärinnen der Demokratischen Volksrepublik Jemen paradieren durch Aden. Zur Abwehr der häufigen Söldnereinfälle aus Saudiarabien, Maskat und Oman sowie zur Sicherung der revolutionären Entwicklung im Lande, wurden neben Militär und Polizei bewaffnete Volkseinheiten aufgestellt. Außer Arbeitern, Bauern und Fischern sind in der Volksmiliz auch Beduinen vertreten. Alle Angehörigen des Staatsapparates, der Genossenschaften sowie der Massenorganisationen haben darüber hinaus eine regelmäßige militärische Ausbildung.



Aus unserem Jahrestagskalender

2. Oktober: Tag der rumänischen Grenztruppen
6. Oktober: Tag der Tschechoslowakischen Volksarmee (gegr. 1944)
12. Oktober: Tag der Polnischen Armee (gegr. 1943)
16. Oktober: Tag der bulgarischen Luftstreitkräfte
25. Oktober: Tag der Streitkräfte der Sozialistischen Republik Rumänien



Royal Brunei

Unter britischem Befehl stehen auch nach dem neuen Protektionsvertrag mit dem Sultanat Brunei auf Kalimantan die Gurkha-Garnison in der Erdölstadt Seria sowie das „Royal Brunei Regiment". Zu diesem gehören fünf modern ausgerüstete Kompanien, eine Küstenflottille von sechs Patrouillenbooten und eine Hubschraubereinheit. Insgesamt halten sich in dem 136000 Einwohner zählenden Protektorat 600 britische Soldaten auf, die laut Beschluß der inzwischen gestürzten Labour-Regierung eigentlich abgezogen werden sollten. Weitere Truppenkontingente seiner rund 372000 Mann starken Armee hat Großbritannien u. a. noch in Singapore, Hongkong, am Persischen Golf, auf Malta, Zypern und auf Gibraltar stationiert. Die britische Rheinarmee in der BRD zählt 57000 Mann.

Unverminderter Kriegskurs

Zur weiteren Erhöhung ihrer Aggressionsbereitschaft wurde die israelische Armee mit amerikanischen 170-mm-Kanonen auf Selbstfahrlafette ausgerüstet. Diese Geschütze vom Typ M 107 besitzen eine Schußweite von 35 Kilometern. Gegenwärtig fließen etwa 40 Prozent des israelischen Staatshaushaltes in die Rüstung, während weitere 30 Prozent des Etats für die Rückzahlung ausländischer Rüstungskredite ausgegeben werden. Mitte 1971 zählte die israelische Armee 300000 Mann (bei 1 Million erwerbsfähiger Männer). Wie die syrische Regierungszeitung „Al Baath" schrieb, hilft die BRD Israel u. a. bei der Entwicklung von Kernwaffen im Forschungszentrum von Dimona in der Negev-Wüste.



Australische Söldner in Südvietnam. Nach Äußerungen von Kriegsminister Fairbairn könnten australische Truppenteile künftig in verschiedenen Teilen Südostasiens eingesetzt werden, wenn „interessierte Regierungen" darum ersuchen würden. In einem dem Parlament unterbreiteten Weißbuch



heißt es, daß Australien im Laufe der nächsten zehn Jahre gewaltige Mittel aufwenden müsse, um veraltete Ausrüstungen zu ersetzen. Es ist vorgesehen, ein Geschwader Sabre-Strahljäger an Indonesien zu verschenken. Außerdem sollen indonesische Offiziere, an australischen Militärschulen studieren. Experten prüfen die Möglichkeiten für den Ausbau eines Marinestützpunktes auf Ostjava.



Taiwaner Soldaten üben unter der Leitung amerikanischer „Berater". Wie „AP" meldete, werden nun auch „Taiwaner Seeleute auf amerikanischen U-Booten angelernt". Der erste Lehrgang begann Ende März in der U-Boot-Schule von New London (Connecticut). AP hob hervor, daß der „Auftakt zum Ankauf des ersten U-Bootes durch die Taiwaner Kriegsmarine in den USA" sein dürfte.


V. KONGRESS
GST
Dresden 1972

Es begann mit einem PAUKENSCHLAG

Zwei Jahre ist es her. Holger Jacob hatte die zehnte Klasse der Oberschule erfolgreich abgeschlossen. Für ihn begann ein neuer Lebensabschnitt. Im Reichsbahnausbesserungswerk „Franz Stenzer" in Berlin trat er seine Lehre als Schienenfahrzeugschlosser an. Gleichzeitig wurde er Mitglied der GST und nahm an der vormilitärischen Ausbildung teil.

Die Vorbereitung für den späteren Wehrdienst begann gleich mit einem Paukenschlag: Zehn Tage GST-Lager in Breege auf der Insel Rügen. Dort sollten die Lehrlinge das Einmaleins des Soldatenlebens kennenlernen. Nur das ganz kleine Einmaleins selbstverständlich, mehr war in dieser kurzen Zeit nicht möglich. Dort lernte Holger Jacob unter der Obhut aktiv gedienter Reservisten marschieren, schießen, sich im Gelände orientieren und militärisch grüßen. Gegen knöcheltiefen Ostseesand mühte er sich über die Hindernisse der Sturmbahn, suchte beim nächtlichen Alarm nach seinen Kleidungsstücken und Ausrüstungsgegenständen, plagte sich „luftbereift" auf den letzten Kilometern eines Fußmarsches bei der abschließenden Übung.

Das Leben im Lager verlief nach militärischen Regeln. Es verlangte Ordnung und Disziplin. Einem kritischen Hauptfeldwebel wäre es beim Anblick der Lehrlinge wahrscheinlich heiß und kalt über den Rücken gelaufen: Hier ein verrutschtes Koppel, da fehlte ein Käppi, und der Haarschnitt – weißgott nicht militärisch. Es war für Holger und seine Altersgefährten viel, fast zuviel des Neuen, was da verlangt wurde: Betten- und Päckchenbau, Stuben- und Küchendienst, Frühsport und Wache.

Schwierigkeiten bereiteten den jungen Eisenbahnern vor allem die ihnen ungewohnte, unbequeme Form der Disziplin. Alles sollte schnell gehen, pünktlich ausgeführt und gewissenhaft erledigt werden. Da blieben Verstöße nicht aus. Hinterher gab es kritische Auseinandersetzungen im Kollektiv. Doch sie alle gaben sich schließlich große Mühe, unliebsame Vorkommnisse zu verhindern. Sie lernten, sich in das Kollektiv einzufügen und den militärischen Regeln unterzuordnen.

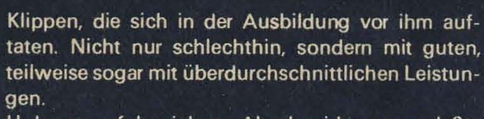
Rolf Stolz, Vorsitzender ihrer GST-Grundorganisation, Hartmut Wegner, ihr Hundertschaftskommandeur, sowie die Zug- und Gruppenführer begründeten wieder und wieder, weshalb man dies tun und jenes lassen müsse. Sie erklärten den Jugendfreunden, weshalb sie sich an militärische Normen gewöhnen müßten, wozu die Ausbildung diene und welchen Sinn es habe, sich rechtzeitig und gründlich auf den Wehrdienst vorzubereiten. Immer wieder diskutierten sie mit den Jungen über die Notwendigkeit der Verteidigungsbereitschaft, über den Sinn des Soldatseins in unserer Republik.

Holger war nicht neu, worüber da gesprochen wurde. Er war mit militärischen Problemen gewissermaßen großgeworden. Da war sein Vater, der als Offizier der NVA angehörte. Da waren die Bücher, meistens Berichte sowjetischer Generale über den Großen Vaterländischen Krieg, die er aus Vaters Schrank nahm und begeistert verschlang. Da war er mit sowjetischen Offizieren bekanntgeworden, die häufige und gern gesehene Gäste der Familie Jacob waren. Da war schließlich sein eigener fester Klassenstandpunkt, der ihm in Elternhaus und Schule anerzogen worden war. Nein, Holger brauchte nicht mehr groß überzeugt zu werden. Er war bereits mit dem Gedanken nach Breege gekommen, hier in der Praxis der vormilitärischen Ausbildung gut zu bestehen. Mehr noch, für ihn stand damals bereits so gut wie fest: Ich will Offizier werden.

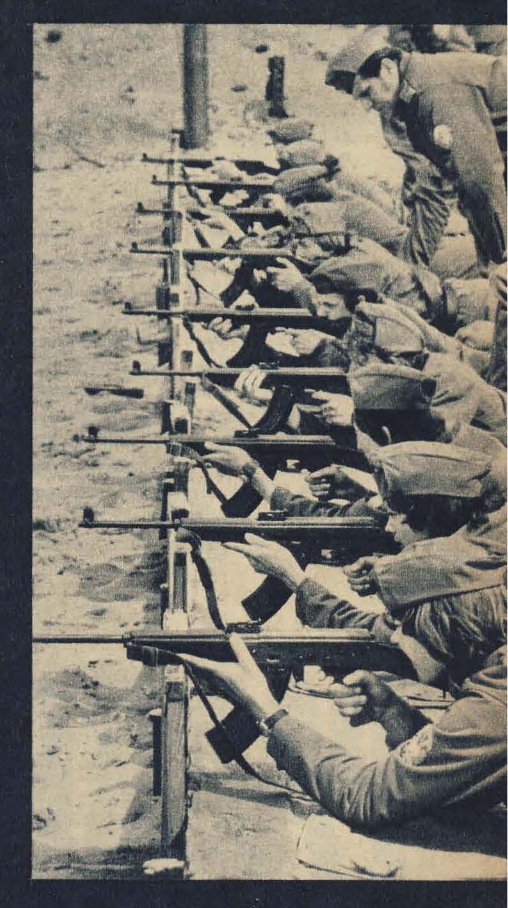
Aus diesem festen Willen schöpfte Holger jedesmal dann neue Energie, wenn er mal glaubte, mit seinen körperlichen Kräften am Ende zu sein. Er wollte sich nicht blamieren, nicht vor seinen Kameraden und erst recht nicht vor seinem Vater. So biß er die Zähne zusammen. Er überwand alle







Klippen, die sich in der Ausbildung vor ihm auftaten. Nicht nur schlechthin, sondern mit guten, teilweise sogar mit überdurchschnittlichen Leistungen.
Holgers erfolgreiches Abschneiden veranlaßte seine Vorgesetzten, ihn zu einem Gruppenführerlehrgang zu delegieren. Von Oktober bis Januar wöchentlich zwei bis drei Stunden zusätzlich Ausbildung. In der Freizeit und parallel laufend mit der Lehrlingsausbildung. Anschließend ein zusammenhängender Vierzehntagekurs. Holger war klar, daß das keine Wiederholung von Breege sein würde. Wer andere ausbilden will, muß mehr können als sie, muß ihnen alles vormachen, vorleben. Er absolvierte den Lehrgang. Wiederum mit guten Ergebnissen. Danach hätte selbst ein strenger Hauptfeldwebel nur noch Kleinigkeiten bei ihm kritisieren können. Exaktes militärisches Auftreten und hohe physische Leistungsfähigkeit, das waren seine Stärken.



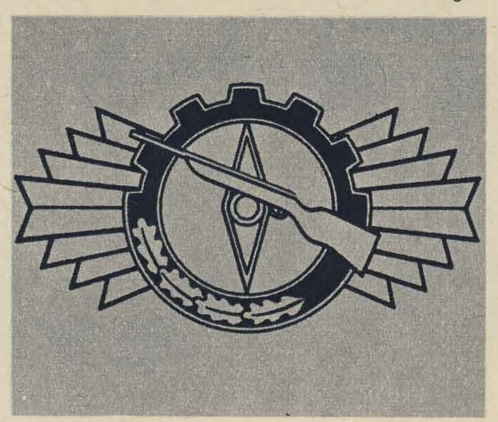
Holger Jacob auf der Sturmbahn des Ausbildungszentrums in Berlin-Hirschgarten. Geschicklichkeit, Kraft, Ausdauer und etwas Mut muß man aufbringen um die Norm zu erfüllen oder zu unterbieten (links und unten)

Auf dem Schießstand im Zentralen GST-Lager in Breege. Hier begann auch Holgers „militärische" Laufbahn (unten links)

Pause während der Abschlußübung (rechts)



Monatlich trafen sich die Lehrlinge am Tag der vormilitärischen Ausbildung auf dem GST-Gelände am Rande Berlins. Schwerpunkte waren der Achtertest und das Schießen. Die Vorgesetzten waren mit Holger zufrieden. Obwohl sie ihn da und dort noch auf Fehler aufmerksam machen mußten, die er im Eifer des Gefechts beging. Aber wer arbeitet wohl fehlerfrei? Holger war ehrgeizig genug, die Kritik zu beherzigen.
Erfolge fallen nirgendwo vom Himmel. Auch die jungen Eisenbahner erlebten ein böses Erwachen, an das sie sich bis heute nur ungern erinnern. Es war 1971 bei der Bestenermittlung des Bezirks. Der Zug, dem Holger angehörte, nahm als bester Zug der GST-Hundertschaft daran teil. Und sie hatten sich sogar einen guten Platz ausgerechnet. Jedoch...
Die 10-km-Strecke hatte es in sich. Sie war mit Kontrollstellen gespickt, wo Punkte vergeben wurden für Klimmziehen, Liegestütze, Handgranatenweitwurf, Exerzier- und Geländeausbildung, 60- und 1000-m-Lauf, Sturmbahn – für alle wichtigen



Ausbildungselemente. Holger und einige andere machten tüchtig Dampf auf: 12 Klimmzüge, 40 Liegestütze, 40-m-Weitwurf. Aber was nützte das, wenn andere Kameraden schon an den Mindestnormen scheiterten? Nicht Einzelkönner waren gefragt, sondern das Kollektivergebnis entschied. Als die Punkte zusammengezählt wurden, blieb den Eisenbahnern lediglich ein Platz im Mittelfeld.
Es war ein böses, aber heilsames Erwachen. Sie hatten versäumt, genügend Kohlen nachzulegen: Nicht alle Kameraden waren mit der nötigen inneren Einstellung in den Wettkampf gegangen. Die Methode der Ausbildung mußte geändert werden: Übergang zum Stationsbetrieb und zum Kreistraining, damit mehr Kameraden als bisher gleichzeitig in den einzelnen Elementen ausgebildet werden können. Warum war man nicht schon vorher darauf gekommen?
Fortan wurden die monatlichen Ausbildungstage zu intensiverem Training genutzt. Die außerplanmäßigen Pausen schrumpften, es gab nur noch kurze Verschnaufpausen zwischen den einzelnen Übungen. Das ermüdende Warten entfiel. In dem Maße, wie die Lehrlinge mehr beschäftigt waren, wuchs auch ihre Begeisterung. Ihre Leistungen stiegen.
Die Erfolge Holgers in der vormilitärischen Ausbildung bestärkten ihn in seinem Entschluß, sich für das Studium an der Offiziershochschule zu bewerben. Ein Entschluß, der ihm gleichzeitig leicht- und schwergefallen ist. Einerseits war es die folgerichtige Konsequenz seines Denkens und Fühlens, seiner Erziehung von klein auf, seines militärischen Wissens und Könnens. Andererseits jedoch packten Holger Zweifel: Werde ich das schaffen? Er scheute vor allem die Theorie. Wie mühsam hatte er im Staatsbürgerkundeunterricht bei Rolf Stolz begriffen, was Materie, Dialektik und Klassenkampf ist. Seine militärischen Kenntnisse – schön und gut, aber was war schon das bißchen Topografie und Geländeausbildung in der GST gegenüber dem Berg von Kenntnissen und Fähigkeiten, die er als künftiger Offizier, als Kommandeur einer mot. Schützeneinheit benötigen würde? Saß nicht selbst sein Vater noch oftmals abends oder am Wochenende über Büchern und dachte über Probleme nach?
Holger, der eigentlich lieber lacht als grübelt, drehte sich gedanklich lange Zeit im Kreise. Er hätte seinen Entschluß rückgängig machen können. Es beunruhigte ihn, vor Studienbeginn erst noch die Hochschulreife erwerben zu müssen. Viele würden das Abitur gleich mitbringen.
In dieser Zeit des Wägens stand ihm der Vater mit Rat und Tat zur Seite. Doch auch der konnte ihm die Entscheidung nicht abnehmen. Holgers Vorgesetzte in der GST redeten auf ihn ein, stärkten sein Selbstvertrauen. Hatte er nicht die Schießlehre, die Taktikausbildung und anderes militärisches Grundwissen verdaut, was ihm vor zwei Jahren noch ein Buch mit sieben Siegeln zu sein schien? Hatte er seine Gruppe nicht auf den ersten Platz gebracht und sich als Kommandeur auf unterster Stufe bereits bewährt? Das ist doch ein gutes Rüstzeug, Junge, sprachen sie ihm Mut zu. Und sie bauten schrittweise die Zweifel ab, die er mit sich herumschleppte.
Im Mai 1972 meldete sich Holger Jacob aus seiner GST-Grundorganisation ab. Der junge Eisenbahner reiste zur Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann". Als er sich von Rolf Stolz und Hartmut Wegner verabschiedete, war er sich bewußt, daß ihm Jahre angestrengten Lernens bevorstehen. Sicher ist, daß er das militärische Einmaleins nun noch umfassender und gründlicher kennenlernen wird. Sicher ist aber auch, daß er sich nach zweijähriger GST-Ausbildung vor keinem Hauptfeldwebel zu verstecken braucht.

Rolf Lais

1	●	2	●	3		4		5	●	6	7		8	9	●	10		11	
12					●		●	13				●	14				●		●
	●		●	15	16		17		●	18					●	19	20		21
22			23	●		●	24		25			●	26		27			●	
	●	●	28					●		●	29	30		●		●	31		
32		33		●		●	34	35		36	●	37		38		39	●	●	
	●	40					●	41			42		●		●	43	44		
45				●		●	46					●	47					●	
	●	●	48	49		50		●	51			52	●		●	53			
54		55	●		●	56		57	●		●	58					●	●	
	●	59	60		61		●	62	63		64		●		●	65	66		
67	68			●	69					●	70		71		72	●		●	
●		●	73				●	74				●		●	75				
76				●	77					●	78					●		●	

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 3. Zentralgebiet eines größeren Sonnenfleckens, 6. Fluß in Frankreich, 10. Fechthieb, 12. alte russische Kupfermünze, 13. radioaktives chemisches Element, 14. deutscher Strom, 15. Eiland, 18. Kartenwerk, 19. ungarischer Dichter (1886–1928), 22. Gewürz 24. Wurfleine, 26. Wasserstandmesser, 28. Reisbranntwein, 29. Verneinung, 31. randalierender Haufen von Menschen, 32. Gesangsstück, 34. Laubbaum, 37. die Pflanzenwelt eines Gebietes, 40. Geschwulst, 41. Auswahl, Auslese, 43. deutscher Maler und Graphiker (1880–1916), 45. kleines Gewicht, 46. rumänische Industriestadt, 47. Teil des Besens, 48. englischer Mathematiker und Physiker (1793–1841), 51. russischer Frauenname, 53. Nebenfluß der Donau, 54. Mädchenname, 56. Meeresbucht, 58. Hauptstadt Tunesiens, 59. Statue mit fehlenden Gliedmaßen, 62. Wohnentgelt, 65. Kletterpflanze, 67. Maßeinteilung, 69. tschechoslowakischer Bildhauer und Maler (1878–1938), 70. Hängelampe, 73. mittelschweizerisches Voralpenbergmassiv, 74. nordfranzösische Industriestadt, 75. Stadt in der Volksrepublik Polen, 76. Gattung der Blattschneideameisen, 77. die Zeit von Mittag zu Mittag, 78. Gemüsepflanze.

Senkrecht: 1. ein- oder zweisitziger militärischer Flugkörper, 2. Schreibweise, 3. einfarben, 4. Verkehrsmittel, 5. Schulversammlungsraum, 6. westeuropäischer Fluß, 7. männlicher Vorname, 8. Stadt in Italien, 9. weiblicher Vorname, 10. Anfang, Truppenspitze, 11. Tip, Hinweis, 16. Betäubung, 17. weiblicher Vorname, 20. Lurchart, 21. Spezialflugzeug, 23. Nutzlast eines Fahrzeuges, 25. Ostseebad, 27. germanischer Wurfspieß, 30. Stadt in der Westregion Nigerias, 33. griechischer Buchstabe, 35. Hirschtier, 36. unbestimmtes Fürwort, 38. belgisches Nordseebad, 39. Tier, 42. Kurzbezeichnung für technisch begründete Arbeitsnorm, 44. dänische Insel (in der Landessprache), 46. Sammlung von Aussprüchen, 49. selten, 50. Hartgummi, 52. Hauch, 55. Reinigungsmittel, 57. norditalienische Stadt, 60. polnischer Name für die Oder, 61. überlieferte Erzählung, 63. Berg bei Innsbruck, 64. sowjetische Nachrichtenagentur, 66. dünnes Gewebe, 68. Farbe, 71. Drehpunkt, 72. Senkblei.

Auflösung aus Nr. 8

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Musketier, 9. Arktis, 13. Wiese, 14. Ehre, 15. Gasse, 16. Ade, 17. Ili, 19. Angeln, 20. Rune, 22. Onega, 24. Neer, 27. Raben, 29. Moerser, 32. Oran, 34. Gerade, 36. Siena, 37. Esel, 38. Isar, 40. Air, 41. Lee, 42. Laus, 44. Gier, 45. Senne, 48. Leiter, 51. Eibe, 53. Troddel, 54. Geste, 56. Reep, 59. Opole, 61. Ural, 64. modern, 66. Erl, 67. Ute, 68. Orest, 69. Nios, 70. Enden, 71. Einzel, 72. Orioniden. – **Senkrecht:** 1. Magen, 2. Sasse, 3. Eber, 4. Iwan, 5. Eider, 6. Ree, 7. Seiner, 8. Teig, 9. Ara, 10. Rennes, 11. Trense, 12. Senora, 18. Lena, 21. Ufa, 22. Ober, 23. Ameise, 25. Eisler, 26. Roland, 28. Aga, 30. Ringer, 31. Ennepe, 33. Niello, 35. Dau, 39. See, 42. Lese, 43. Art, 45. Stimme, 46. Norden, 47. Edirne, 49. Igor, 50. Teller, 52. Ina, 55. Euter, 57. Elend, 58. Patan, 60. Peso, 62. Reni, 63. Lohn, 65. Nil, 67. Udo.








PODHALER Goralenmusik

belauscht von W. Misiołek (Text) und S. Syndoman (Fotos)



Die Soldaten mit den malerischen Umhängen und den federgeschmückten Hüten zur Ausgangsuniform gehören einem der populärsten Truppenteile der polnischen Volksarmee an. Die Podhaler nennt man sie meist nur – nach dem Gebiet Podhale, in dem sie stationiert sind. Gebirgsjäger sind sie, und ihr Truppenteil ist der einzige in der polnischen Volksarmee, in dem auch heutzutage noch Pferde „dienen". Deren Gefechtsfeld beginnt dort, wo schroffe Felsen und schmale Gebirgspfade modernen Transportmitteln ein energisches „Halt!" gebieten.
Auch wenn die Podhaler im Alltag die gleiche Dienstuniform wie andere polnische Soldaten tragen, ihre Zugehörigkeit zu jenem Truppenteil läßt sich meist mühelos erkennen. Vorausgesetzt, sie tun den Mund auf; denn dann beweisen sie, daß die militärische Sprache gar nicht so nüchtern-sachlich ist, wie man glaubt. Kunstvoll und mit Erfindungsreichtum bereichern, ja, schmücken sie diese mit mundartlichen Ausdrücken. Selbst







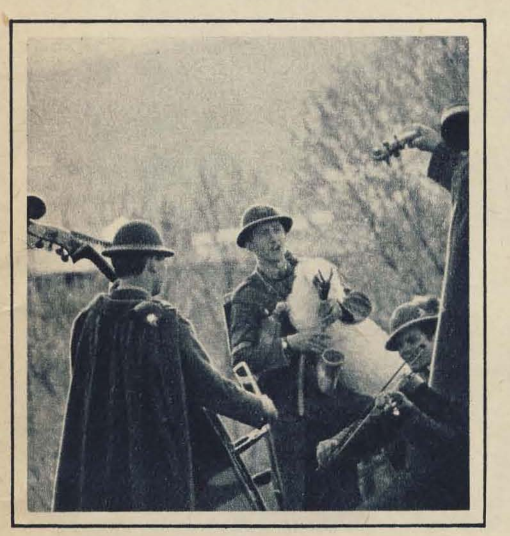

     

ein trockenes Kommando – streng nach der Vorschrift formuliert! – klingt bei einem Podhaler irgendwie melodisch, erhält einen Anflug von Gebirgsromantik, ist „goralisch". Das wundert hier freilich niemanden; denn mindestens jeder zweite Soldat, der in diesem Truppenteil dient, stammt ja aus den Bergen und ist also waschechter Gorale (zu deutsch: Bergbewohner).
Die Anhänglichkeit der Podhaler an ihren Heimatbezirk zeigt sich auch innerhalb der Kaserne. Anstelle der sonst üblichen Standardbeschilderung sieht man hier überall geschnitzte Holztäfelchen im Goralenstil. Nach Lokalkolorit „riecht" es in den entsprechend ausgestalteten Gemeinschaftsunterkünften; und das Soldaten-Café gleicht einer Gebirgsbaude.
Keine Frage, daß die Leitung des Truppenteils diese Form der Heimatliebe fördert. Sie wertet sie als Ausdruck der engen Verbindung zur Bevölkerung, nutzt sie als ein Element der patriotischen Erziehung und sorgt für die notwendigen Bedingungen, um die besten Traditionen, die Sitten und Gebräuche der Bergbewohner zu pflegen.
Soldaten, die Talent auf dem Gebiet des Volkskunstschaffens zeigen, können sich Laienzirkeln anschließen; viele betätigen sich beispielsweise nach Dienst in einer Arbeitsgemeinschaft der Holzschnitzer. Jedes Jahr feiert der gesamte Truppenteil gemeinsam mit der ansässigen Bevölkerung das traditionelle Hammelbratenfest, zu dem Volksmusik gehört, und bei dem Gesang und Volkstanz sowie Wettkämpfe in Geschicklichkeit und Körperkraft einander abwechseln. Eine besondere Attraktion ist dabei immer das musizierende Soldatenensemble der Podhaler. Es hat weder Schlagzeug noch Gitarre – dafür Geigen, Baß und die Original-Kobsa, den Dudelsack. Instrumente, die sich die Soldaten von daheim mitbrachten oder sich während des

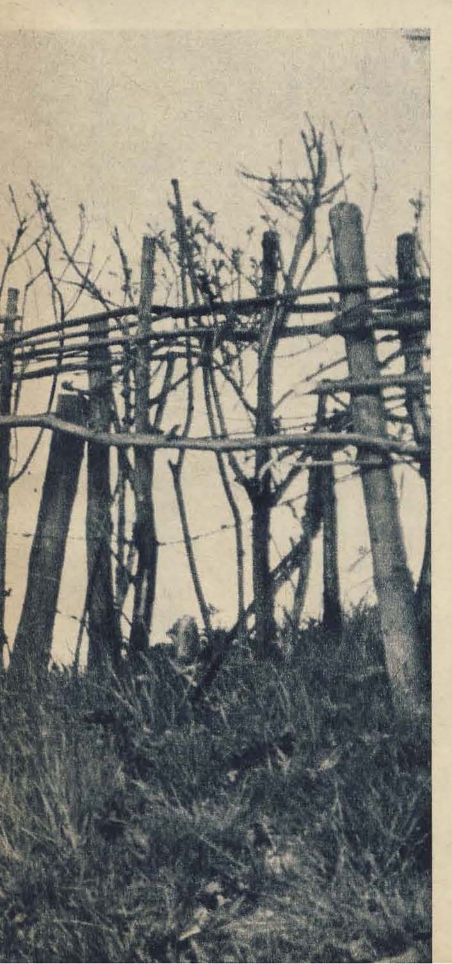












Wehrdienstes selbst anschafften. Weit über den Standort hinaus ist das Ensemble bekannt; und auf vielen Laienkunstwettbewerben holte es sich schon Preise und Auszeichnungen.
Allerdings geht der Zyklus des Dienstablaufes auch an der Podhaler Goralenkapelle nicht spurlos vorüber. Gerade als wir den Truppenteil besuchten, waren die alten Musikanten in die Reserve versetzt worden, und das neue Kollektiv begann sich erst zusammenzufinden. Deshalb die vorerst bescheidene Besetzung. Auch die Töne kamen noch nicht so, wie sie sollten – nicht einmal bei der Hymne aller hiesigen Lokalpatrioten, dem Lied: „Góral ci jo" – „Gorale bin ich". Da man das aber auf den Fotos nicht hört, können sie getrost gedruckt werden. Überdies gibt es keinen Zweifel, daß bis zur Veröffentlichung Geigen, Baß und Kobsa aus dem Stimmbruch heraus sind. Und vielleicht haben sich die Podhaler inzwischen sogar schon den nächsten Volksmusikpreis in ihre Kaserne geholt.

старшина сержант

ARMEE Rundschau

TECHNIK-PORTRÄT

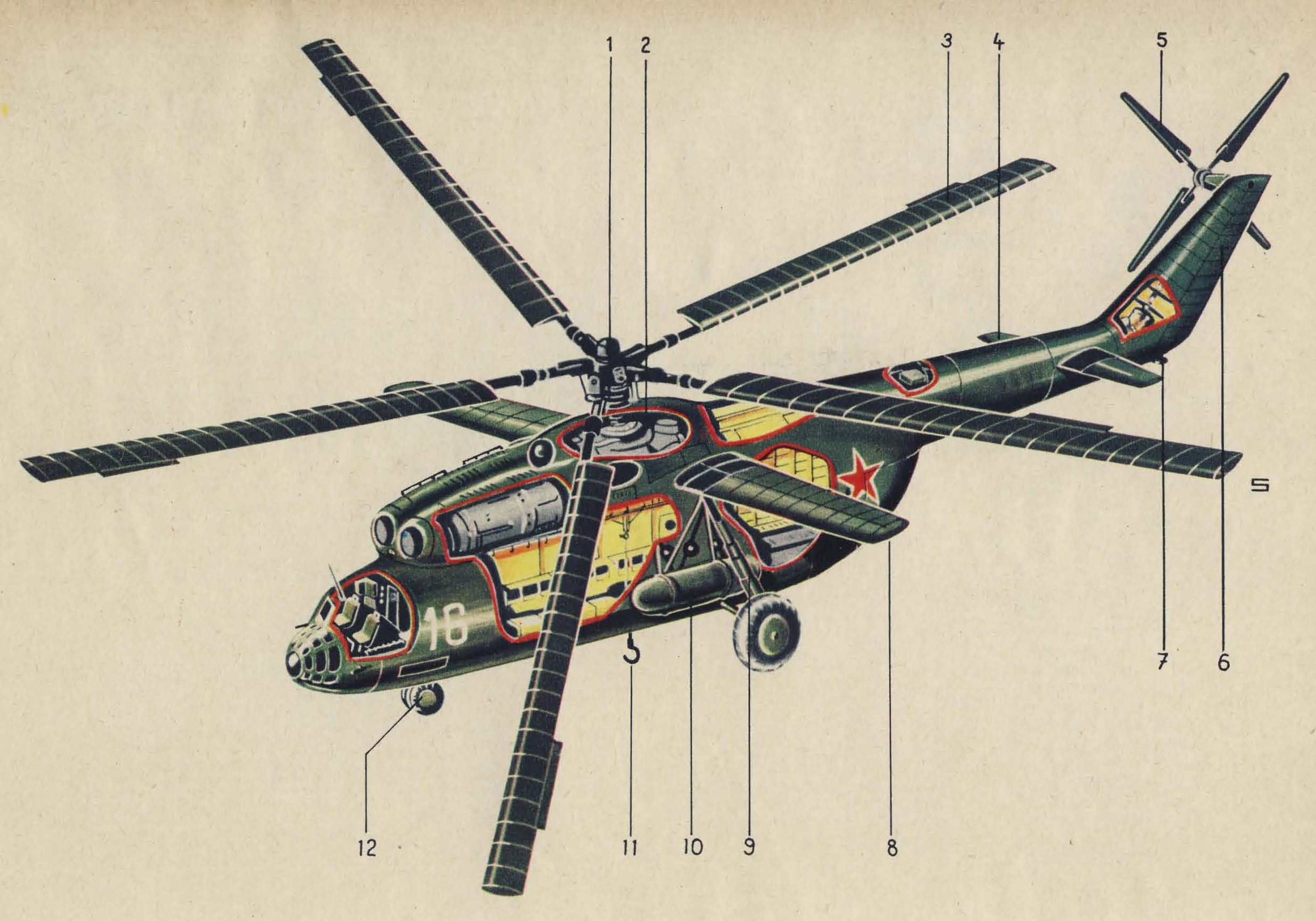
HUBSCHRAUBER Mi-6

Der Hubschrauber vom Typ Mi-6 entstand zu einer Zeit, als es die Konstrukteure der imperialistischen Länder nicht für möglich hielten, derartig große Drehflügler zu bauen. Erst rund zehn Jahre später konstruierte man dort Großhubschrauber.
Abgesehen von einer Reihe Versuchsmuster, war der Mi-6 der dritte Hubschrauber des Konstruktionsbüros (OKB) von Dr. M. L. Mil. Seine Vorgänger waren der Mi-1, dessen Projektierungsarbeiten 1947 begannen und dessen Serienproduktion 1949 anlief. Bei den sowjetischen Streitkräften eingesetzt wurde er ab 1950. Ihm folgte der Mi-4 (Beginn der Konstruktionsarbeiten 1952, Serienfertigung ab 1953, in den Streitkräften ab 1954).
Die Entwicklungsarbeiten am Mi-6 begannen Ende 1954, als die Volkswirtschaft und der militärische Bereich einen Hubschrauber forderten, der eine Nutzlast von 11 000 kg in eine Höhe von 3 600 m zu befördern vermochte. Schon beim Erstflug – und danach bei den Testflügen – übertraf der „Neue" dieses Ziel. Er trug die Nutzlast von 12 000 kg – bei Außenlast 9 000 kg – auf die praktische Gipfelhöhe von 4 500 m. Zahlreiche international anerkannte Rekorde wurden aufgestellt (Nutzlast und Geschwindigkeit).
Es gibt Passagier, Feuerlösch-, Kran- und Transportversionen.
Über die Laderampe am Heck können schwere Fahrzeuge, beispielsweise Luftlandepanzer, oder andere schwere Lasten an Bord genommen werden. Sperrige Güter lassen sich im Kranflug transportieren.
Die Besatzung des Mi-6 besteht aus zwei Hubschrauberführern, einem Funker, dem Bordingenieur und dem Navigator.
Die abgeklappte Verkleidung der beiden Turbinen (Solowjow-D-25, je 55 000 PS) bildet eine Arbeitsbühne für die Wartung.
Äußerliche Kennzeichen des über 33 m langen Mi-6 sind abnehmbare Stummelflügel, deren Spannweite 15,30 m beträgt. Mit rotierender Tragschraube erreicht der Mi-6 die Gesamtlänge von 41,74 m. Die Masse des fliegenden Riesen beträgt 42 500 kg. Er erreicht die Höchstgeschwindigkeit von 320 km/h.
Abgewandelt wurde der Mi-6 als fliegender Kran Mi-10 bzw. Mi-10K. Im Mi-12, dem derzeit größten Hubschrauber der Welt, hat der seit 15 Jahren bewährte Mi-6 einen würdigen Nachfolger gefunden.

1 **Schrägstellautomat**
2 **Triebwerke**
3 **Tragschraubenblätter**
4 **Stabilisierungsflächen**
5 **Heckschraube zum Ausgleich des Drehmoments**
6 **Heckschraubenträger**
7 **Notsporn**
8 **Stummelflügel**
9 **Hauptfahrwerk**
10 **Zusatzbehälter**
11 **Kranhaken**
12 **Bugrad**

Variante „K", fliegender Kran



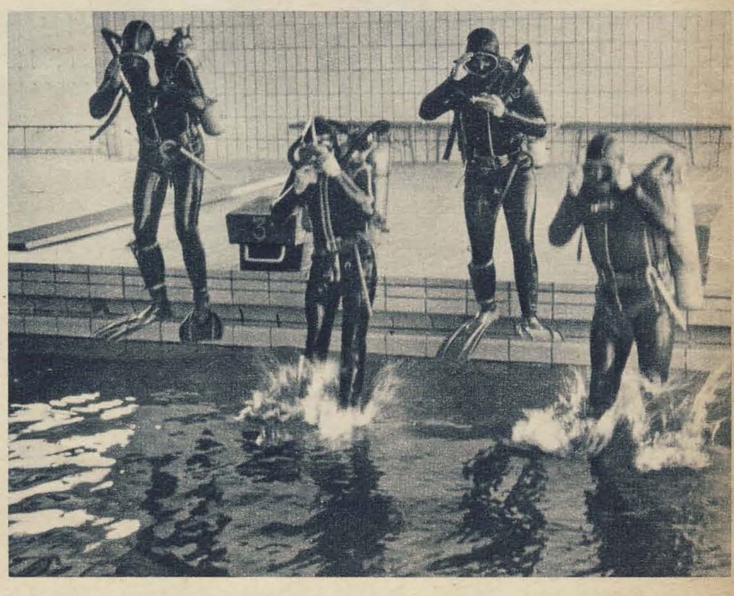

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12

NASSE SPUREN

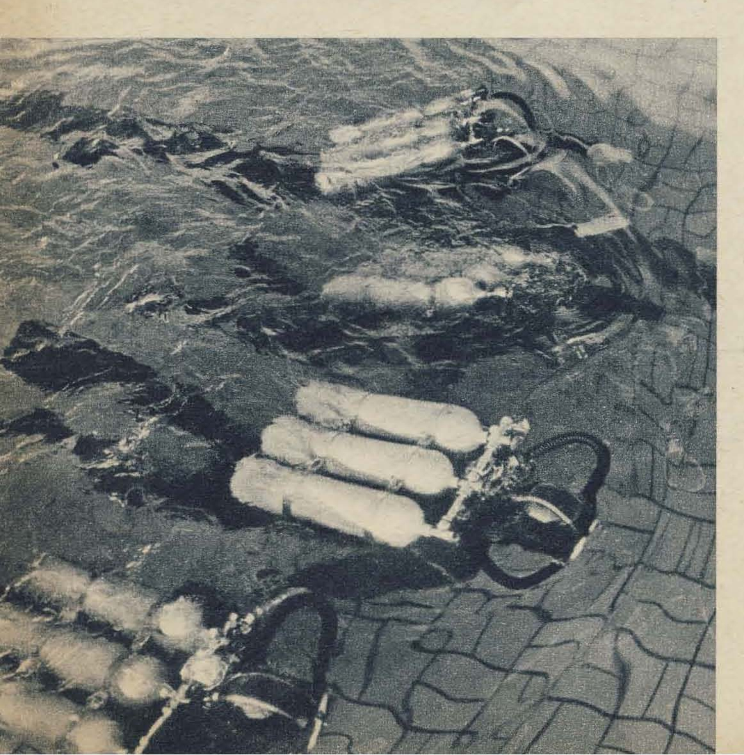
Ein Vergnügen nannte der französische Marineoffizier Cousteau, einer der Väter des modernen Tauchens, den Aufenthalt des Menschen unter Wasser. Das glaubt man ihm gern, wenn man nur an die zahlreichen Schilderungen denkt, die per Leinwand oder Bildröhre in die blauen Weiten tropischer Meere führen und die Farbenpracht sowie das Leben in der „Welt des Schweigens" zeigen. Einen weiteren Beweis dafür, daß Cousteaus Behauptung wahr ist, liefern die ungezählten „Schnorchler" in den Strandbädern und nicht zuletzt die vielen Sporttaucher, die diese







Vor dem Einsatz als Pionieraufklärer/Taucher steht das Lernen. Die theoretischen Fächer, z. B. Tauchermedizin und -kunde, werden eng mit der Praxis verknüpft. Das führt vom Abc der Taucherei bis zu den schwierigen Arbeiten eines Tauchers unter Wasser. Gelernt wird im Becken und im freien Gewässer. Die Ausbilder, selbst erfahrene Taucher, helfen mit Rat und Tat.



Kunst ernsthaft betreiben. Tauchen ist eben. . . siehe oben.
Wieviel Vergnügen bereitet das militärische Tauchen?
Antwort auf diese Frage wollten wir uns aus berufenem Munde holen, bei erfahrenen Tauchern der Piontiertruppen.
Die alte Garde der Pioniertaucher lernten wir schon vor einigen Jahren kennen. Damals, langjährige Leser der AR werden sich erinnern, besuchten wir sie bei Unterwasserarbeiten. Soldaten mit Kupferhelm tauften wir sie, weil sie noch mit dem schweren Schlauchtauchgerät „einstiegen".
Wir verfolgten also ihre nassen Spuren und fanden sie. . . im Dienstzimmer, beim Studium ein-

Die Übungen im Tauchkessel (Bild oben links und rechts mitte) werden durch Bullaugen kontrolliert. Der große Tag ist dann da, wenn es zum Wasserplatz geht und die Praxis beginnt. Fällt es manchem zuerst auch noch schwer, die Normzeit beim Ankleiden einzuhalten, so ist das bald vergessen (unten). Die erste Truppenübung wird zur Bewährungsprobe (Fotos rechts).







schlägiger Vorschriften und diverser Literatur. Sie, das waren unsere alten Bekannten Stabsfeldwebel Rudi Lietzow und Oberfeldwebel Lutz Hoenen.
Ob das militärische Tauchen Vergnügen bereitet? Uns ja, und den meisten jungen Tauchern, die wir ausbilden auch. „Wissen Sie", meint Stabsfeldwebel Lietzow, „wen es einmal gepackt hat, den läßt es auch nicht wieder los. Das Wasser ist sozusagen unsere zweite Heimat. Und mit der heutigen Technik muß es einfach Spaß machen".
„Es kommen viele junge Genossen zu uns, die in der GST getaucht haben, die eine gewisse Vorbildung besitzen, zumindest was das Tauchen allgemein betrifft. Sie kennen die Geräte, sind im Flossenschwimmen geübt und haben auch eine Portion Erfahrungen". Genosse Hoenen sagt das nicht ohne Genugtuung, denn die Kenntnisse derjenigen, die sich im Sporttauchen versuchten, zahlen sich in der militärischen Ausbildung aus.
Das Gefechtsfeld der Pioniertaucher ist das Wasser, Flüsse, Kanäle, Seen. Die Waffen die sie führen sind Sprengmittel, Spezialwerkzeuge und das Tauchermesser. Ihr Kampfanzug ist schwarz, er besteht aus hochelastischem synthetischem Kautschuk und schützt den Taucher vor übermäßigem Wärmeverlust, vor Verletzungen und verschmutztem Wasser. Als Tauchgerät wird vorwiegend autonomes Gerät verwendet – tragbare Preßluftflaschen, die mit dem Lungenautomat verbunden sind. Aber auch die sogenannten ABC-Geräte, Tauchermaske und

Schnorchel, sind stets am Mann. Die Aufgaben der Pionieraufklärer/Taucher, wie sie exakt heißen, sind vielfältiger Natur. Da gilt es die Beschaffenheit eines Gewässers zu erkunden, ob es sich zum Furten eignet, ob der Grund mit natürlichen oder künstlichen Hindernissen gespickt ist, da ist zu räumen, zu bergen, zu sprengen und manches mehr zu tun.

Doch vor all dem steht das Lernen. Die Theorie wird wie das Tauchen groß geschrieben.

Der Umgang mit Leinen und Tauen z. B. – und dazu unter Wasser – verlangt Übung. Als Oberfeldwebel Hoenen im Kabinett Stiche und Bunde erklärte, vormachte und immer wieder geduldig korrigierte, wurde uns klar, daß ein Pioniertaucher nicht zwei „linke Hände" haben darf. Geschicklichkeit in jeder Lage wird gebraucht. Auch die Tauchermedizin, Erste Hilfe und Taucherkunde stehen gleichrangig neben der Tauchpraxis im Ausbildungsprogramm.

Zugegeben, im Klassenzimmer sitzen und Theorie bimsen, mag nicht immer angenehm sein. Zumal das Lehrbecken und der Wasserplatz locken. Weil es ohne Theorie keine Praxis gibt, deshalb lassen die verantwortlichen Genossen auch nicht locker. Tauchen erfordert nicht nur Mut, sondern vor allem Willen, Selbstdisziplin und Kenntnisse. Der kurze geschichtliche Abriß des Tauchens mag sehr interessant sein. Immerhin sollen schon die Römer im Ersten Punischen Krieg (264 v. d. Z.) die Pfahlhindernisse des Hafens von Syrakus unter Wasser abgesägt haben; die Kenntnis der Strömungsverhältnisse eines Flusses, das Wissen um die Funktion des „Hydromat" sowie die Beherrschung der vielen anderen Probleme dieses Metiers aber sind das A und O der Taucherpraxis.

„Wir erklären das auch immer wieder den Soldaten, wenn doch einmal eine Flaute eintritt. In der praktischen Taucherausbildung werden sie für manche Stunden sitzen entschädigt." Rudi Lietzow kennt die Probleme, es sind nicht die ersten Taucher die er ausbildet. Und auch selbst hat er die Erfahrung gesammelt, daß so manche „Panne" im Wasser nur halb so schlimm ist, wenn man weiß „was Sache" ist, wie er sagt. „Es kann schon passieren, daß ein Taucher mit Kälte zu kämpfen hat, oder – selbst dem Erfahrendsten erwischt es – wenn er Wasser schlucken muß. Da helfen erlernte Reaktion und der feste Wille. Wir lassen die Genossen viel üben, Maske und Schnorchel ausblasen, und anders."

Was tut ihr, um die nicht „Vorbelasteten" in derselben Zeit wie die schon geübten zu guten Tauchern auszubilden? Nicht jeder hat als Junge oder GST-Sportler geschnorchelt. Fällt es diesen Genossen nicht recht schwer?

„Auf jeden Fall schwerer", erfahren wir, aber die Erfahrung zeigt, daß sie schon nach kurzer Zeit 'ran sind. Erstens wollen sie Taucher werden und zweitens ist unsere Ausbildung nicht nur interessant, sie fordert den jungen Mann auch. Bevor sie für die Taucherei angenommen werden, müssen sie sich einer strengen ärztlichen Untersuchung stellen." Nur völlig gesunde Soldaten können Taucher werden. Aber schauen Sie sich die Burschen an, nicht nur gut gebaut, auch kräftig sind sie."

Unten am Wasserplatz, wo die praktische Ausbildung stattfindet, wenden wir uns an den Zug mit der Frage, ob das Tauchen vergnüglich sei. Ein vielstimmiges Ja und Prima kommt als Antwort.

Während die jungen Pioniertaucher in die Anzüge schlüpfen, die Geräte überprüfen und umhängen, gehen wir zurück zur Basis. Eine helle Schwimmhalle mit fahrbarer Brücke, ein Spezial-Tauchkessel und andere Einrichtungen nötigen uns alle Achtung ab.

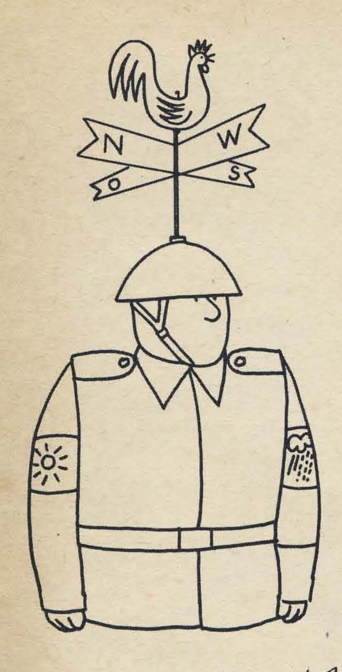
Becken und Kessel warten auf weitere Tauchenthusiasten, die nach der allgemeinen Pionierausbildung das „Fach" des Pionieraufklärers/Tauchers erlernen wollen.

K. E.

Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postschließfach 7986, Telefon 5307 61 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cervený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,– Mark · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 2 26 27 15, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: Interdruck, Leipzig III/18/97 · Gestaltung: Scheffler, Peukert, Kutzner

Redaktionsschluß dieses Heftes: 13. 7. 1972

Fotos: Gebauer (14), Titel, S. 4, 5, 6, 7, 8, 9; Uhlenhut (44), S. 20, 21, 22, 23, 31, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 48, 49, 50, 51, 58, 75, 90, 91, 92, 93; Szütz (1), Rücktitel; Ender (1), S. 11; Bersch (1), S. 16; Zühlsdorf (1), S. 23; Archiv (6), S. 22, 44, 82, 83; Klöppel (1), S. 22; ZB (6), 34, 35, 72, 73; ZB/Becker (1), S. 72; MBD (2), S. 44; Schneidenbach (6), S. 60, 61, 62, 63; Udowitschenko (1), S. 65; Mittelstädt (1), S. 74; Noppens (4), S. 76, S. 78, 79; Mihatsch jun. (1), S. 78; Hein (1), S. 79; Morgenstern (1), S. 81; Syndoman (6), S. 84, 85, 86, 87
Auf dem Rücktitel – die ungarische Filmschauspielerin Ildiko Piros



Paul Klimpkes



Regen-truppen



„Wollen wir uns nicht wenigstens über das Wetter unterhalten?"

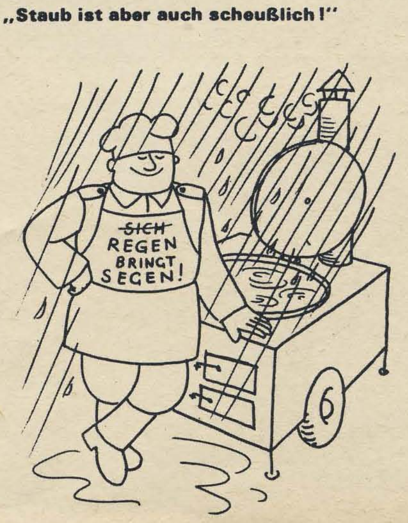


„Erbitte Wetterlage!"



„Staub ist aber auch scheußlich!"






ARMEE
Rundschau
31 036
Ildiko Piros